

Angst vor eisiger Dusche

Überangebot und fehlende Positionierung bedrohen Zukunft mancher heimischen Therme.



Klein, gemein und unsichtbar
Dossier Feinstaub
 ab Seite 25

Wiener Forscher auf der Fährte des Zellgaus
Forschung Seite 3

Software soll nach dem Lego-Prinzip funktionieren
Technologie Seite 9

Anti-Werbung für Finanzplatz
Wirtschaft Seite 17

Gute Stimmung ist harte Arbeit
Leben Seite 29

Clemens Rosenkranz

In Österreichs Thermen kommen nicht nur die Gäste, sondern auch die Betreiber ins Schwitzen. Denn die Gäste wollen nicht nur im Pool, sondern auch beim Wein edle Tropfen genießen, auch ein Golfplatz sollte bitte vor der Tür sein; kulturelle Events sind ebenfalls schon fast Pflicht. Diese steigenden Ansprüche der Besucher, gepaart mit einer fehlenden Positionierung so mancher Thermen, könnten in einigen Badetempeln das Wasser für immer zum Versiegen bringen.

Obwohl noch immer neue Anlagen ihre Pforten öffnen, hat der Wellness-Trend schon seinen Zenit überschritten. „Das Thema ist ausgereizt, der neue Schwerpunkt heißt Gesundheitstourismus unter dem Motto Körper, Geist und Seele als Einheit, ein Aufenthalt muss einen Mehrwert auf medizinischer Ebene bringen“, sagt Petra Stolba, die Geschäftsführerin der Bundessparte Tourismus und Freizeitwirtschaft der Wirtschaftskammer. Wellness habe sich dagegen zu einer Freizeitaktivität gewandelt, Thermen würden immer mehr zu bloßen Ausflugszielen.

Der Verdrängungswettbewerb unter den heimischen Betreibern wird immer härter. Um nicht unter die Räder zu kommen, müssen Thermen ständig an der Qualitätsschraube drehen, sowohl bei Einrichtungen als auch bei Software, spricht den Freizeit- und Wellness-Angeboten. Neue Ideen, Erlebnisangebote und mehr Events seien gefragt. Laut Wirtschaftskammer müssen die Betreiber besonders den Gesundheitsaspekt forcieren. Tourismusexperte Egon Smeral vom Wirtschaftsforschungsinstitut Wifo sieht einen Ausleseprozess auf die Thermen zukommen: „Wer bei diesem Qualitätswettbewerb nicht mithalten kann, wird auf der Strecke bleiben.“

Bei einem oberflächlichen Blick steht noch alles zum Besten: Die Gästezahlen sind zwischen 2002 und 2005 um mehr als sechs Prozent auf 7,12 Mio. im Jahr angestiegen, im Vorjahr ist auch der Umsatz der 28 österreichischen Thermen gewachsen, und zwar um fast neun Prozent auf 145 Mio. Euro. Eine genauere Analyse zeigt, dass dies primär auf höhere Eintrittspreise zurückzuführen ist. „Schon jetzt kann die Hälfte aller Anlagen nicht vom wachsenden Gästestrom profitieren, im Durchschnitt ist die Zahl der Gäste pro Therme um fünf Prozent zurückgegangen“, sagt Andreas Kreuzer, der Chef des Beratungsunternehmens Kreuzer, Fischer und Partner.

Dazu komme noch ein saftiger Verdrängungswettbewerb, in dem die neueren Ressorts den etablierten älteren Thermen Gäste wegnehmen. Bei den größten drei Anlagen, Loipersdorf, Oberlaa und Bad Schallerbach, stagnieren laut Kreuzer, Fischer und Partner seit einigen Jahren die Besucherzahlen. „Das Überangebot wird immer größer, sind doch seit 2002 in Österreich drei neue Thermen entstanden, drei wurden umgebaut“, so der Befund des Beratungsunternehmens. Die Entwicklung lässt sich auch an den Auslastungszahlen ablesen. Weil die Bettenzahl kräftiger als die Nachfrage gestiegen ist, sind die großen Thermen in der Nebensaison (Sommer) nur noch zu 50 Prozent ausgelastet, Tendenz weiter sinkend.

Die Kannibalisierung zwischen oft nur ein paar Kilometer voneinander entfernten Thermen hat schon längst eingesetzt. Nichtsdestotrotz sind weitere Projekte geplant, auch in der Thermenregion Oststeiermark-Südburgenland, wo das Angebot schon heute die Nachfrage übersteigt. „Der Boom hat seinen Zyklus überschritten, jetzt muss man sich darauf konzentrieren, profitabel zu werden“, umreißt Thomas Reizenhahn, der Generalsekretär der Österreichischen Hoteliervereinigung (ÖHV), die Herausforderungen für die Branche.

Einzige Chance, um bestehen zu können, ist laut Kreuzer eine spezielle Positionierung, weil die Thermen untereinander so

Editorial

In Österreich beschäftigen wir uns gerne mit den wirklich wichtigen Problemen. Seit November fahren wir schön brav mit Licht am Tag. Laut ARBÖ bieten nur fünf von 33 Autoherstellern serienmäßig Tagfahrlicht an. Diese Kleinigkeit soll uns nicht daran hindern, selbst bei strahlendem Sonnenschein wie ein beleuchteter Christbaum dazukommen. Notlösungen soll der Autofahrer bitte selbst suchen – und zahlen. Zum Ausgleich für zu viel Sicherheit dürfen wir dank rasendem Verkehrsminister

das Gaspedal auf den Autobahnen vielleicht bald bis 160 km/h durchtreten. Im Gegensatz zu so viel Geschwindigkeit lässt eine Verordnung für



Dieselpartikelfilter im PKW bislang auf sich warten. Wer wird denn gleich hysterisch werden? Feinstaub frisst sich tief in die Lungenbläschen. Da ist die umstrittene Umweltbundesamt-Prognose einer verkürzten Lebenserwartung das geringere Problem, lebensbegleitender chronischer Husten, Bronchitis und Asthma wohl das größere Übel.
 Rita Michlits

Fortsetzung auf Seite 2



Die Zukunftsplattform

12.-14. Mai 2006
 Schloss Haindorf
 Langenlois

www.winquadrat.at



GZ: GZ 05Z036468 W
 P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien

Quickonomy

Nachrichten



20 Jahre Kinder-Krebs-Hilfe 4
Dank intensiver Forschungen liegen die Heilungschancen bei knapp 75 Prozent.

Rache des Einzelkämpfertums 6
Die Geisteswissenschaften haben den Anschluss an die moderne Geldverteilungsmaschinerie verloren.

Dribbling im Datennetz 12
Zwölf Stadien und die WM-Quartiere werden mit modernsten Kommunikationsnetzen ausgestattet.



Luchse haben laufen gelernt 20
Neue EU-Länder können Tigerstaaten im Fernen Osten Paroli bieten.

Vermögensrecht praxisnah 30
Im Herbst startet ein postgradualer Lehrgang in Liechtenstein. Jobziel der Anwörter: Privatanwalt für reiche Familien.

Kommentare

Spielzeug für Bürgermeister 24
Thermen haben Hallenbäder als liebstes Spielzeug von Gemeindeciefern abgelöst.

Krebsforschung an die Spitze 24
Die Institute für Molekular-Pathologie und Molekular-Biotechnologie betreiben Krebsforschung mit den ganz Großen.

Überraschungsfreiheit 24
Es geht nicht darum, kein Risiko einzugehen. Es geht darum, das Risiko zu begrenzen.

Gruß vom Sensesmann 32
Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben. Ein entspannter Blick eines Zügellosen.

Per se ist gar nichts klar 32
Wie sein Unternehmen funktionieren soll, muss sich der Chef genau überlegen.

Standards

Special Innovation ab 13
Zahlenspiel 18
Dossier ab 25
Schnappschuss 30
Reaktionen auf *economy* 31
Frage der Woche 31
Consultant's Corner 32

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/13
Verleger und Geschäftsführung: Christian Czaak
Chefredaktion: Thomas Jäkle (jake), Rita Michlits (rem)
Redaktion: Bernhard Grabner (bg), Klaus Lackner (kl), Clemens Rosenkranz (rose),
Autoren: Gottfried Derka (gd), Iris Denk, Bernhard Geringer, Lydia J. Goutas,
Michael Hann, Mario Koepl, Karin Mairitsch, Bettina Pirker, Alexandra Riegler (arie),
Hannes Stieger (sti), Christine Wahlmüller (cws)
Produktion: Bernhard Grabner (Artdirektion), Tristan Rohrhofer
Lektorat: Elisabeth Schöberl
Webredaktion: Irina Šlosar
Titelbilder: DPA/Patrick Pleul, Andy Urban
Illustrationen: Kilian Kada, Carla Müller
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Druck: Luigard, 1100 Wien Druckauflage: 35.000
Abonnement: 50 Euro, Studentenabo: 30 Euro, Probeabo: 10 Euro; abo@economy.at

Wellness International: Verband will neuen Regionalflughafen

Hoteliere wollen Luftloch im Burgenland stopfen

Grenze für Transfer von Schnäppchentouristen beträgt 80 Kilometer.

Clemens Rosenkranz

Um mehr ausländische Gäste in die Thermen in Ostösterreich locken zu können, hat sich die Österreichische Hoteliervereinigung (ÖHV) die Forderung nach einem Airport im Burgenland auf die Fahnen geschrieben. Der neue Regional-Airport soll groß genug ausgebaut werden, dass auch die Jets der Billig-Airlines wie Air Berlin, Easyjet oder Ryanair auf der Piste von „Wellness International“ aufsetzen können. Dabei will man den Fluglinien eine Starthilfe geben. Mit einem Flughafen in unmittelbarer Nähe zur heimischen Thermenregion soll den geänderten Reisegewohnheiten, Stichwort Schnäppchentickets, Rechnung getragen werden, sagt ÖHV-Generalsekretär Thomas Reizenhahn: „Für Low-Budget-Gäste sind 80 Kilometer die Grenze für einen Transfer.“ Von Wien und Graz sei solchen Besuchern die Anreise schon zu weit. Mit der direkten Fluganbindung der Thermen will man 260.000 zusätzliche ausländische Gäste gewinnen und die Inlandsabhängigkeit reduzieren.

Der neue Vorstoß der Hoteliers ist Wasser auf die Mühlen der Wirtschaftskammer Burgenland. Auch dort wird



Ein Airport im Burgenland für Billig-Airlines soll deutlich mehr ausländische Gäste in die Thermenregion locken. Foto: DPA/Berg

argumentiert, dass gerade der Tourismus im schwer zu erreichenden Südburgenland einen Airport braucht. Im Bundesland selbst wird schon seit mehreren Jahren über einen eigenen Flughafen diskutiert. Drei Projekte sind in der Pipeline, nämlich Großwarasdorf sowie Punitz und Fertöszentmiklos in Ungarn, einige Kilometer jenseits der Staatsgrenze. In beiden letzteren Gemeinden gibt es schon Flugplätze, die allerdings erst mit Investitionen von zigmillionen Euro für den Regionalverkehr aufgerüstet werden müssten. Gegen Großwarasdorf spreche, dass die Gemeinde

weiterhin nur kleine einmotorige Sportflugzeuge landen lassen will, heißt es in Eisenstadt. Für Punitz wurde schon vor neun Jahren der Bedarf erhoben und ein Potenzial von bis zu 500.000 Passagieren geortet.

Gute Karten hat aber auch das Flugfeld jenseits der Grenze in Ungarn. Der dem Speditionsunternehmen Meidl gehörende Airport Fertöszentmiklos wird heute von Sportfliegern und Fallschirmspringern genutzt. Weil der Airport aber hinsichtlich der Förderung in einem Ziel-eins-Gebiet liegt, könnten dafür auch EU-Gelder locker gemacht werden.

Fortsetzung von Seite 1

Damit beißt sich die Katze in den Schwanz: Denn um die magische Zahl von 300.000 Gästen pro Jahr zu überschreiten, muss das Angebot immer breiter und dadurch immer weniger zielgruppenorientiert werden, spricht die Positionierung fehlt. Und in dem Maß, in dem die Einnahmen sinken, sind die zur Spezialisierung erforderlichen Investments immer schwieriger darstellbar.

Laut Unternehmensberater Kreuzer könnte der Mangel an einem kreativen und unterscheidbaren Angebot so manchen Thermenbetreiber noch viel heftiger ins Schwitzen bringen: „Resorts ohne Positionierung werden in schwere Turbulenzen kommen, einige Thermen könnten gar zusperrern müssen.“ Bei manchen neuen Anlagen wurde nach dem Prinzip verfahren, rund ums heiße Wasser eine schöne Therme zu bauen und sich erst dann den Kopf über die Zielgruppe zu zerbrechen.

Kritiker des Wellness Booms meinen, dass Thermen in manchen Fällen die Hallenbäder als neues Spielzeug der Bürgermeister abgelöst haben, ohne dass die erhofften Beschäftigungs- und Steuereffekte einge-

treten wären. Als Gegenbeispiel nennt Stolba von der Bundessparte Tourismus und Freizeitwirtschaft der Wirtschaftskammer die Therme in Blumau in der Steiermark. Dort habe man die örtliche Bauernschaft eingebunden und dazu gebracht, schwerpunktmäßig die für die Anlage benötigten Produkte anzubauen. „In diesem regionalen Kreislauf sind 200 Mitarbeiter beschäftigt“, erläutert Stolba.

Ausländer anlocken

Um die heimischen Thermen wieder zu beleben, müssen diese viel mehr ausländische Gäste anlocken, was aber nur über ein umfassendes Gesundheits-, Freizeit- und Erholungsangebot gelingen kann. „Nur wegen eines simplen Thermen-aufenthalts reist niemand von Hamburg nach Loipersdorf, bei besonderen Gesundheitsleistungen schaut es hingegen ganz anders aus“, sagt der Wifo-Experte Smeral.

Dies versucht auch die Hoteliervereinigung ihren Mitgliedern einzupflanzen. Der derzeitige Gäste-Mix (90 Prozent Inländer) ist fatal, denn heimische Gäste sind preissensibel und gehen sofort ins Ausland, primär nach Ungarn und Slowenien, so ÖHV-Generalsekretär Reizenhahn.

Dort gebe es Preisunterschiede von bis zu 40 Prozent. Detail am Rande: Weil bei der Ausbildung angeheurer Heilmassseure und Physiotherapeuten wenig Wert auf Fremdsprachen gelegt werde, kämen praktisch keine Gäste aus dem englischsprachigen Raum, kritisiert Reizenhahn im Gespräch mit *economy*.

Zugleich werden Ungarn und Slowenien zu immer stärkeren Konkurrenten, besonders für die Thermen in der Oststeiermark und im Südburgenland. Diese beiden Nachbarländer haben ihre Thermenlandschaft schon kräftig aufgerüstet und modernisiert, nach dem EU-Beitritt können beide Länder dank für sie prall gefüllter Fördertöpfe noch mehr investieren.

Ernsthafte Konkurrenz

„In Ungarn und Slowenien wächst ernst zu nehmende Konkurrenz heran“, erwartet der Wifo-Tourismus-Experte Smeral. Sollten sich dort die Positionierungsfehler heimischer Resortbetreiber nicht wiederholen, dürften Österreichs Thermen noch viel stärker unter Druck kommen. Um sich zielgenau zu positionieren, bleibt den heimischen Thermen also nur noch ein kleines Zeitfenster, sagen Experten.

Forschung

Dem Zellgau auf der Fährte

Forscher am Wiener IMBA bringen Licht in die Eigenschaften eines Fliegen-Gens, das Nervenzellen zum Gehirntumor wuchern lässt: Attackieren Krebstherapien seit Langem den falschen Feind?

Alexandra Riegler

Die Theorie, dass Tumore in ihrem Aufbau Organen ähneln, ist ebenso populär wie umstritten. Wichtigste Erkenntnis dabei für die Krebstherapie: Längst nicht alle Zellen, sondern nur die sich langsam teilenden Stammzellen wissen über den Bauplan des Tumors Bescheid. Für die Behandlung von Krebs könnte dies einen alles entscheidenden Durchbruch bedeuten – und eine Richtungsänderung: Immerhin greifen aktuelle Chemotherapien zumeist schnell teilende Zellen an, die langsamer teilenden Stammzellen bleiben dabei außen vor. Und vielleicht reicht eine einzige Stammzelle aus, die bei einer Operation unbeschadet in die Blutbahn entweicht, um den Tumor wieder aufflammen zu lassen.

Dass Krebstherapien den falschen Feind attackieren, lässt den Diskurs toben. „Mang in der Vergangenheit davon aus, dass Tumore eine Ansammlung von Zellen sind, die die Kontrolle über sich verloren haben, unkontrolliert wachsen und bis auf unwesentliche Unterschiede alle gleich sind“, erklärt Jürgen Knoblich, Senior Researcher am Institute of Molecular Biotechnology (IMBA).

Inzwischen sei die Tumorstammzelltheorie jedoch „ziemlich akzeptiert“, etwa für

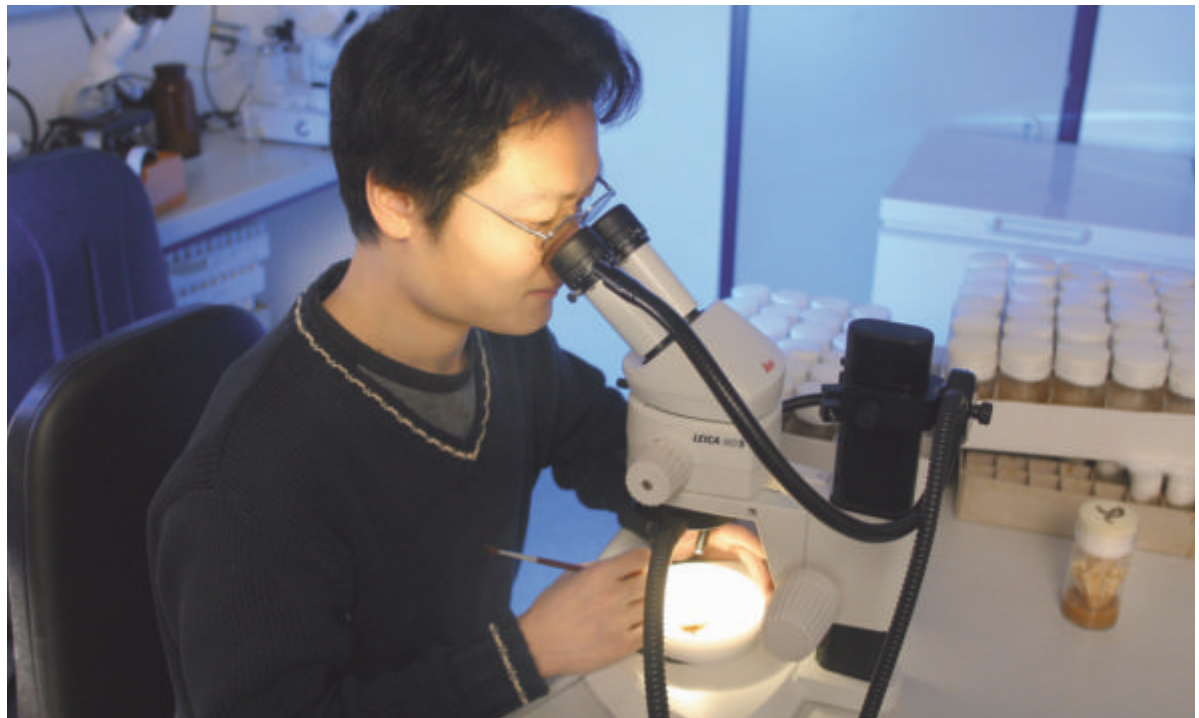
Leukämie, teilweise auch für Brustkrebs und bestimmte Gehirntumore.

Wie aus einer gesunden Stammzelle überhaupt eine Tumorstammzelle wird, diesen Vorgang baute das Team Knoblich nun in der Fruchtfliege nach. Demnach ist eine der Ursachen für die anormale Zellteilung die Abwesenheit des Proteins Brat – kurz für Brain Tumor.

Das Gehirntumor-Gen

Im gesunden Fliegenorganismus wandert Brat nach der Zellteilung nur in eine der beiden Töchter. Diese stoppt daraufhin ihre weitere Teilung und wird wie vorgesehen zur Nervenzelle, während der andere Teil Stammzelle bleibt. Fehlt Brat jedoch, beginnen die Tochterzellen sich immer weiter zu vermehren. „Irgendwann überwuchert dann der Stammzellklon das gesamte Fliegenhirn, das riesengroß wird und die gesamte Fliege überwächst“, macht der Wissenschaftler den Krankheitsverlauf deutlich.

Inwieweit die Erkenntnisse auf den Menschen anwendbar sind, lässt sich aktuell nur vermuten. Während etwa beim Insekt bereits die Mutation eines Gens ausreicht, um einen Tumor anzustoßen, ist dies beim Menschen ein mehrstufiger Prozess unter Beteiligung mehrerer Gene.



Mit Hilfe der Fruchtfliege untermauern Wissenschaftler am Wiener IMBA die Theorie, dass nur die Stammzellen eines Tumors dessen Bauplan kennen. Foto: IMP-IMBA Research Center

Dennoch ist Knoblich zuversichtlich, dass die um Brat herum aufgebaute Maschinerie beim Menschen auch so existiert. Humanes Äquivalent zu Brat sind jedenfalls drei Gene, eines davon wird bereits mit Tumoren in Verbindung gebracht. Entscheidender nächster Schritt ist daher, Licht in die Eigenschaften dieser Homologe zu bringen. Ebenso gilt die Aufmerksamkeit den weiteren Charakteristika von Brat. So verhindert es die Teilung der Nervenzelle, indem es ein Gen namens Myc, eines der bekanntesten menschlichen Tumormoleküle, unterdrückt. „Brat reprimiert Myc, aber es tut sicherlich noch sehr viel mehr“, ist Knoblich überzeugt. Außerdem finden sich in der Frucht-

fliege noch zwei weitere Brat-ähnliche Gene: Zerstört man diese, entwickelt sich im Fettkörper und in den Eierstöcken des Insekts Krebs.

Unsicher wie das Wetter

Erhärten sich die Theorien, bleibt der Weg zum marktreifen Medikament ein weiter. Zehn bis 20 Jahre könnten bis dahin ins Land ziehen. Die Hälfte der Pipeline in Richtung Arzneimittel besetzen klinische Studien, davor stehen Versuche an Mäusen und eine Reihe von Richtungsentscheidungen an, etwa, welche Moleküle das Medikament letztlich beeinflussen soll.

Für den Wettlauf sind die Forscher am Campus Vienna Biocenter jedenfalls gut gerüstet. Kollaborationen mit Teams,

die sich Brat-ähnliche Gene in anderen Geweben vornehmen, wurden bereits begonnen, die Zusammenarbeit mit klinischen Gruppen ist ebenfalls angeordnet. Darüber hinaus koordiniert Knoblich gemeinsam mit Erwin Wagner und Anton Wutz vom Forschungsinstitut für Molekulare Pathologie (IMP) ein vom WWTF finanziertes Forschungsnetzwerk, um Brat-ähnliche Gene in der Fliege ausfindig zu machen. „Wir befinden uns in einem Stadium, in dem neue Prinzipien entdeckt werden“, resümiert Knoblich. Ob sich diese durch die ganze Pipeline ziehen? Es ist ähnlich wie beim Wetterbericht: Wie das Wetter wird, lässt sich nur für den nächsten Tag mit einiger Sicherheit sagen.

FORSCHUNG DIE SCHNELL FRÜCHTE TRÄGT !



[www.smart-systems.at]

smart systems
from Science  to Solutions

Forschungs- und Entwicklungsdienstleistungen
sowie Lizenzierung neuester Technologien

Geschäftsbereich Informationstechnologien der ARC Seibersdorf research GmbH

Forschung

Notiz Block



Das Wissen der Steinzeitdentisten

Bisher konnten sich Zahnärzte auf eine rund 6.000 Jahre alte Geschichte ihrer Zunft berufen. Archäologische Funde aus Pakistan zeigen nun, dass schon länger Löcher in kranke Zähne gebohrt werden. Französische Grabforscher untersuchten ein Gräberfeld in Pakistan, das von 9000 bis 7500 vor Christus genutzt worden war. Dabei entdeckten sie in elf Zähnen Spuren steinzeitlicher Zahnarztwerkzeuge. Die genauere Analyse zeigte, dass die Steinzeitdentisten offenbar Bohrköpfe aus Feuerstein verwendet hatten, um ihre Patienten zu behandeln. Bei einem Zahn wurde sorgfältig der Zahnschmelz entfernt, andere zeigen deutliche Spuren von Fäulnis, die durch das Herumböhren therapiert werden sollte. Die Feuersteinzahnärzte waren offenbar recht erfolgreich. Ihre Methoden wurden über 1.500 Jahre lang nahezu unverändert angewendet. Ihre Kunstgriffe dürften sie sich ursprünglich von Schmuckmachern abgeschaut haben. Diese haben in der Region nämlich Unmengen von fein verzierten Perlen hinterlassen.

Fürbitten als Gesundheitsrisiko

US-Forscher haben noch genauer als bisher untersucht, welche Auswirkungen Fürbitten von Fremden auf die Gesundheit von Herz-Patienten haben. So fanden sie heraus, dass die Gebete tatsächlich eine Wirkung haben können – allerdings eine negative. Die Wissenschaftler rekrutierten 1.800 Patienten, die einen Bypass bekommen sollten, und drei Gebetsgruppen. 600 Herzkranken wurde gesagt, dass möglicherweise jemand für eine erfolgreiche Operation und baldige Genesung beten würde – doch niemand tat das wirklich. 600 weitere Patienten bekamen die gleiche Information, doch für sie wurde wirklich gebetet. Und

600 Patienten bekamen die Information, dass ganz sicher für sie gebetet würde, und das war auch so: Die Ärzte faxten allabendlich Listen mit Patientennamen an die Gebetsrunden. Für jeden Patienten wurde zwei Wochen lang gebetet, einen Monat lang wurde der Gesundheitsverlauf beobachtet. Ausgerechnet in dieser letzten Gruppe gab es eine um 14 Prozent höhere Anfälligkeit für Komplikationen, die Patienten litten vor allem unter Rhythmusstörungen. Die Forscher vermuten, dass sie von dem Wissen um die Gebete verängstigt worden sind. Die Kosten dieser Erkenntnis: 2,4 Mio. US-Dollar (2 Mio. Euro).

Emsige Vorbilder für Navigatoren

Ameisen finden nach ihren Exkursionen zuverlässig in ihr Nest zurück. Wissenschaftler von der Universität Zürich haben nun herausgefunden, wie sie das schaffen. Ihre Resultate könnten helfen, elektronische Navigationssysteme weiter zu verbessern. Die Insekten nutzen zwei Systeme zur Orientierung: Zum einen merken sie sich auffällige Objekte entlang ihres Weges. Und: Sie entwickeln während ihrer Märsche eine laufend aktualisierte Idee, in welcher Himmelsrichtung und in welcher Entfernung ihre Basisstation liegt. Das funktioniert selbst dann noch erstaunlich genau, wenn sie auf sehr verschlungenen Pfaden unterwegs sind. Diese Fertigkeit entdeckten die Forscher, indem sie sammelnde Ameisen aufpiketen und entweder knapp neben oder direkt in ihrem Nest absetzten. Erstere liefen irrtümlicherweise in jene Richtung, die sie vor ihrer Entführung nach Hause gebracht hätte. Die im Nest gelandeten Ameisen löschten dagegen alle gespeicherten Informationen über ihren Heimweg und waren bei ihrer nächsten Runde wieder perfekt orientiert. Eine ähnliche Reset-Funktion soll jetzt auch in autonome Roboter eingebaut werden. *gd*

20 Jahre Kinder-Krebs-Hilfe

1986 wurden der Verein „Forschungsinstitut für krebskranke Kinder“ und die „Kinder-Krebs-Hilfe“ gegründet. Heute stehen die Heilungschancen der jungen Patienten bei annähernd 75 Prozent.

Christine Wahlmüller

Schlimm, wenn es Erwachsene erwischt, noch schlimmer, wenn es Kinder trifft: Krebs ist eine heimtückische Krankheit. Das St. Anna Kinderspital, die Kinderkrebshilfe und das Wiener Forschungsinstitut CCRI (Children's Cancer Research Institute) stehen seit 20 Jahren unermüdlich im Einsatz für die kleinen Patienten. Mit Erfolg. Heute genießt die Wiener Institution weltweit höchstes Ansehen.

Dabei begann alles sehr bescheiden: 1986 gründete ein betroffener Vater, Erwin Senoner, die Kinder-Krebs-Hilfe-Elterninitiative. Schon im ersten Jahr des Bestehens leistet die Initiative Großartiges, finanziert wichtige medizinische Geräte für das Kinderspital, organisiert Flohmärkte und kann viele Spenden aufreiben. Für die Gründung des Forschungsinstituts wird von der Elterninitiative ein Betrag von 500.000 Schilling (36.337 Euro) zusammengetragen. Damit kann das CCRI unter der Leitung von Universitätsprofessor Helmut Gadner im Juni 1988 den Betrieb aufnehmen. Es findet im extra ausgebauten Dachboden des St. Anna Kinderspitals Platz.

Neben der Grundlagenforschung im Hinblick auf die Krebsentstehung stehen dabei vor allem Themen der unmittelbaren Patientenbehandlung im Mittelpunkt. Wertvoll ist natürlich die nahe Verbindung zum St. Anna Kinderspital, aber auch zur Kinderklinik im Allgemeinen Krankenhaus Wien. In Österreich selbst ist Krebs bei Kindern mit einer Häufigkeit von zwölf bis 14 Fäl-

len pro 100.000 Kindern und Jahr übrigens höchst selten. „Berücksichtigt man auch die Jugendlichen bis zum vollendeten 18. Lebensjahr, ergibt sich für Österreich eine errechnete Größe von 180 bis 220 Neuerkrankungen pro Jahr“, bekräftigt Helmut Gadner, Leiter des Forschungsinstituts. Weltweit erkranken jedoch 160.000 Kinder jährlich an Krebs. Laut Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation WHO dürfte die Dunkelziffer aber weitaus höher sein. Das Wiener Team und die Wiener Klinik betreuen immer wieder Patienten aus der ganzen Welt. So gab es zum Beispiel sehr viele Kinder, die nach der Tschernobyl-Katastrophe 1986 im St. Anna Kinderspital behandelt wurden.

Schöne Fortschritte

„Wir haben molekularbiologische und immunologische Methoden entwickelt und adaptiert, die die Identifikation diagnostischer beziehungsweise prognostischer Faktoren bei Leukämien und soliden Tumoren des Kindesalters schneller und zuverlässiger als herkömmliche Ansätze erlauben“, betont Gadner stolz. In einigen Fällen kann so zum Beispiel auf eine Chemotherapie verzichtet werden.

Mit einem rein chirurgischen Vorgehen können die kleinen Patienten völlig geheilt werden. Dies wäre ohne genaue Kenntnis der Biologie des Tumors nicht möglich. Im Labor gelingt es, seltene, im Knochenmark oder Blut zirkulierende Tumorzellen zu identifizieren. Damit ist es möglich, sehr früh einen drohenden Krankheitsrückfall zu erkennen, der dann rasch bekämpft werden kann. „So

können wir zum Beispiel bei der häufigsten Leukämieart die Wahrscheinlichkeit eines Rückfalles bereits zwölf Wochen nach der Erstdiagnose vorhersehen und damit die Therapie individuell anpassen“, erklärt Gadner. Im Bereich der Knochenmark-Transplantation konnte die Forschung maßgeblich dazu beitragen, dass dieses wichtige und oftmals einzige therapeutische Vorgehen schneller und zuverlässiger angewendet werden kann.

Neben der angewandten Forschung wird auch Grundlagenforschung hinsichtlich der Tumorentstehung beziehungsweise des Wechselspiels zwischen Tumorzellen und Normalzellen betrieben. „Das Zusammenspiel zwischen behandelndem Arzt, angewandter Forschung und Grundlagenforschung sehen wir als Basis unserer zukünftigen Arbeit an, damit den kleinen Patienten noch effizienter geholfen werden kann“, stellt Gadner klar.

Ein schöner Erfolg, zu dem die Arbeit des Kinderkrebsforschungsinstituts maßgeblich beigetragen hat, ist, dass Kinder und Jugendliche mit Krebserkrankungen heute in Österreich eine Heilungschance von annähernd 75 Prozent haben. Die Zukunft liegt in der Entwicklung einer Tumorphage. Der neue Impfstoff wird in einer Behandlungsstudie geprüft „und soll in Zukunft das Immunsystem der kleinen Patienten dazu anhalten, einen zusätzlichen Beitrag zur Bewältigung der bösartigen Erkrankung zu leisten“, gibt Gadner neue Hoffnung.

www.ccri.at
www.elterninitiative.at
www.kinderkrebshilfe.at



Malen, Basteln, Schminken – kurz: jede Menge Fun für Groß und Klein: 20 Jahre Kinder-Krebs-Hilfe werden mit einem großen Fest am 7. Mai im Alten AKH gefeiert. Foto: Kinder-Krebs-Hilfe

Forschung

Wissenstransfer: Absolventinnen und Absolventen der Universitäten präsentieren ihre Forschungsarbeiten

Frauen und Öffentlichkeit

Eine theoretische und empirische Auseinandersetzung mit dem weiblichen Unbehagen im öffentlichen Raum.

Bettina Pirker

Wir leben in einer Zeit, deren Umbrüche und Unsicherheiten häufig unter dem Begriff der Postmoderne zusammengefasst werden: Neoliberalismus, Individualisierung, neue Informations- und Kommunikationstechnologien, unzählige Unterhaltungsmedien sowie weltweite Vernetzungen und Beschleunigungen führen nicht nur im ökonomischen, sondern auch im sozialen Bereich zu Veränderungen. Gleichzeitig bestehen aber seit dem Beginn der Moderne Probleme, die weder neu noch gelöst sind. Trotz propagierter Gleichberechtigung und Gender Mainstreaming (mehr dazu zum Beispiel unter www.gender-mainstreaming.net) ist die Frage nach Frauen auf der Agora – ursprünglich ein historischer Platz im antiken Athen, auf dem Männer die Geburt der Demokratie eingeleitet und unter Ausschluss der Frauen eine so genannte Gleichheit unter Gleichen geschaffen haben – auch heute noch mit äußerst widersprüchlichen Gefühlen behaftet.

Der private Raum ist der Ort von Intimität, Körperlichkeit und Emotionalität – Attribute, die auch immer wieder den Frauen zugeschrieben werden. Im Gegensatz dazu ist der öffentliche Raum Ort der Anonymität, Selbstbeherrschung und Distanz – Eigenschaften, die mit Männern in Verbindung gebracht werden. Initiativen verschiedenster LGBT (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender)-Gruppierungen und filmische Auseinandersetzungen mit dem Geschlechterthema (wie der im Zuge der Oscarverleihungen viel diskutierte Film „Brokeback Mountain“ oder die seit 4. April in den Kinos laufende Dokumentation „Tintenfischalarm“) zeigen auf, dass die Einteilung der Menschen in nur zwei Geschlechter mit bestimmten Verhaltensweisen und zugeschriebenen Aufgaben nur ein tradiertes gesellschaftliches Konstrukt ist.

Strategien zur Selbstdefinition

Die immer noch weit verbreiteten Vorstellungen über traditionelle Geschlechterrollen sorgen dafür, dass die Bedingungen im öffentlichen Raum für Männer anders geartet sind als für Frauen. Diesem Umstand begegnen Frauen mit unterschiedlichen Strategien. Die wohl unfruchtbarste ist der völlige Rückzug in den privaten Bereich und die Akzeptanz der patriarchalen Bedingungen der Kleinfamilie. Eine zweite Möglichkeit ist die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, was allerdings die Gefahr birgt, sich selbst so sehr über diese Gemeinschaft zu definieren, dass das eigene Selbst dabei verschwindet. Eine dritte, auch nicht sehr hilfreiche Taktik ist das freiwillige Einnehmen von zugewiesenen, als abgewertet konstruierten Positionen und die gleichzeitige Distanzierung von den anderen, die eine gleiche oder ähnliche Position einnehmen. All diese Strategien sind mit Ängsten und Unbehagen verbunden, wodurch die

Handlungsfähigkeit der Frauen im öffentlichen Raum durch ihr eigenes Zutun äußerst eingeschränkt wird. Das weibliche Unbehagen im öffentlichen Raum kann nur überwunden werden, wenn die „natürlichen Gegebenheiten“ als gesellschaftliche Konstruktionen entlarvt werden. Hierbei ist eine Wissenschaft gefordert,

die den Elfenbeinturm verlässt und ihre Erkenntnisse dadurch gewinnt, dass die Beforschten selbst zu Forscherinnen werden. So kann ein Prozess in Gang gesetzt werden, der zwar nie zu endgültigen Ergebnissen führt, aber dazu beiträgt, die öffentlichen Räume für einander neu zu erschaffen.

Die Autorin studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaft, ist Lehrbeauftragte im Fach Medien- und Rezeptionsforschung an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und arbeitet derzeit an ihrem Dissertationsprojekt zum Themenbereich Medien – Raum – Geschlecht.

St
p



multimedia &
e-business
STAATSPREIS 2006

FÖRDERPREIS

Preis für junge Kreative
aus der Multimedia Branche

einreichen ←

→ bis 2. Juni 2006

floorfour

Staatspreis Sekretariat
c/o ICNM – Internationales Centrum für Neue Medien
Moosstrasse 43a, 5020 Salzburg
Tel 0662-630408
Fax 0662-630408-22
staatspreis@icnm.net

www.multimedia-staatspreis.at

Forschung

Die Rache des Einzelkämpfertums

Im Unterschied zu den Naturwissenschaften haben die Geisteswissenschaften den Anschluss an die moderne Geldverteilungsmaschinerie verloren. Der Weg von der ausgehungerten zur selbstbewussten Disziplin scheint weit. Er ist aber nicht unüberwindbar.

Alexandra Riegler

Loswerden lassen sich Dinge ja rasch, ist Gerhard Petersmann, Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Salzburg, überzeugt. Wie lange jedoch der Wiederaufbau dauert, stünde auf einem anderen Blatt. „Es würde sehr viel kälter werden, wären die Geisteswissenschaften plötzlich nicht mehr vorhanden“, malt er ein fiktives Szenario.

Die Vorwürfe an die Disziplin, weltfremd, elitär, einzelkämpferisch und an ihrer Misere selbst schuld zu sein, sind nicht neu.

„Einiges davon ist tatsächlich hausgemacht“, so Petersmann. Etwa konnten sich die Geisteswissenschaften nie zu einem richtigen General Management durchringen. Und war es doch vorhanden, habe es schlichtweg versagt.

„Kleine“ Großprojekte

Dass es Sozial- und Geisteswissenschaften schwer haben, weil ihre Forschungsprojekte vergleichsweise billig sind, scheint in Zeiten knapper Mittel zunächst ein Widerspruch. Dennoch werden Projekte, wenn sie nicht eine gewisse Menge an

Geld und Personal verlangen, oftmals eher als Steckpferde denn als wertvolle Forschung wahrgenommen: die Rache des Einzelkämpfertums. Die fehlende Teamarbeit bewirkt, dass geisteswissenschaftliche Großprojekte, wenn überhaupt, nur vereinzelt vorhanden sind. 300.000 Euro, verteilt auf drei Jahre, brechen in den Geisteswissenschaften ein Großprojekt vom Zaun, in den Naturwissenschaften ist dies bestenfalls ein Tropfen auf den heißen Stein.

Auch beim Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank (ÖNB), der in den letzten

Jahren eine breite Palette an kulturwissenschaftlichen Vorhaben förderte, verteilt man das Geld eher als „Zusatzfinanzierung“ oder für „Nischenprojekte“, erklärt Wolfgang Hörtsch, der Leiter dieses Fonds.

Dass man bei Themen wie Nanotechnologie nicht vorkommt, ist für Bernhard Hurch, Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät an der Uni Graz keine große Überraschung. Immerhin stehe die unmittelbare Ökonomisierung überall im Vordergrund: „Es ist traurig, dass die gesellschaftliche Verpflichtung an die Wissenschaft als Verpflichtung an die Wirtschaft wahrgenommen wird.“ Dem pflichtet auch Hörtsch bei: Alles ökonomisch zu sehen, sei eben ein allgemeiner Zustand der Gesellschaft.

Die Bedeutung der Interdisziplinarität bleibt dabei oftmals außen vor. „Am viel zitierten Massachusetts Institute of Technology sind geisteswissenschaftliche Pflichtfächer gang und gäbe“, erinnert Peter Kampits, Dekan für Philosophie und Bildungswissenschaft an der Uni Wien. Mit Noam Chomsky lehrt an der amerikanischen Elite-Hochschule einer der einflussreichsten zeitgenössischen Linguistiker. In Österreich hingegen steckt das Miteinander der Disziplinen in seinen Anfängen, auch habe man einiges versäumt, ist Kampits überzeugt. Mit Besorgnis sieht er Entwicklungen wie jene in den Wirtschaftswissenschaften, Fächer aus dem Bereich Wirtschaftsgeschichte immer weiter zurückzudrängen. Anstatt die Bedeutung der Geisteswissenschaften zu erkennen, setze

sich die Politik über wichtige Fächer hinweg: Entscheidende Gebiete wie die Orientalistik als „Orchideenfächer“ zu bezeichnen und den Leuten damit zu suggerieren, dort würden „Märchen wie in 1001 Nacht“ unterrichtet, ist für den Grazer Hurch unverantwortlich: „Es ist ein Grundfehler, sich angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung nicht mit arabischen Wissenschaften zu beschäftigen.“

Neue Position

Dabei ist die moderne Positionierung der Kulturwissenschaft für Fakultätschef Kampits deutlich vorgezeichnet. Zum einen als Kompensationswissenschaft gegen die menschliche Entfremdung in der modernen Welt, zum anderen als Orientierungswissenschaft, etwa im Bereich Life Sciences. So gelingt es mit dem Thema Ethik, Zugang zu größeren Projekten zu bekommen. Eine interessante Entwicklung geht auch in Führungsetagen vor sich, wo zunehmend Generalisten und ihr Blick aufs Ganze gefragt sind. Friedrich Stadler, Vorstand des Institutes Wiener Kreis: „Durch die künstliche Trennung von Kultur- und Naturwissenschaften beraubt man sich einer kritischen und innovativen Wissenschaftskultur.“ Die notwendige Wende könnte jedoch bevorstehen: Ausgehend von den USA sei in Großbritannien, Frankreich und nun auch Deutschland ein plötzliches Umdenken eingetreten. „Wenn es nach Österreich überschwappt, dürfen die Geisteswissenschaftler nicht schlafen“, warnt Petersmann.



Message Delivered ...

Politik – Wirtschaft – Medien – Kultur – Panorama – Technologien – Produkte

... denn wir sind die Ersten, die Sie treffsicher mit Original-Informationen versorgen – per Mailabo zum Nulltarif.

www.ots.at

Die multimediale Plattform für Presseinformationen.

APA OTS

Ein Unternehmen der APA-Gruppe



In einer Zeit, die alles ökonomisch sieht, suchen Geistes- und Sozialwissenschaftler ihre Position. Foto: APA/Günter R. Artinger

Forschung

Bezahlte Forschung

Die heimische Forschung freut sich über stark gestiegene finanzielle Zuwendungen und pralle Budgets.

Mario Koepl

Geiz mag zwar generell geil sein, aber die jüngste Trendumkehr zur erhöhten Zuteilung von Forschungsfördermitteln erfreut die Gemeinschaft weit mehr. Eine freigiebigere Hand bei der Steigerung von Budgets erfreut Herz und Hirn der Wissenschaftler, Wirtschaftstreibenden, Projektleiter und letztendlich auch der Geber wesentlich mehr.

So wurde die Öffentlichkeit dieser Tage von den Forschungsförderungsagenturen mit einer im Vergleich zu früheren Jahren ungewöhnlichen Zufriedenheit überrascht. Zuerst erlebte man beim Wissenschaftsfonds (FWF) keine Budgetklagen, nun zog auch die Forschungsförderungsgesellschaft (FFG) erfreut eine überaus positive Bilanz. Letztere sieht nach Unterstützung von 1.661 wirtschaftsnahen Forschungsprojekten und der Ausschüttung von 371 Mio. Euro im neuen Jahr 2006 einen 13-prozentigen Anstieg der Förderungen auf 420 Mio.

Euro voraus. Es wäre aber nicht Österreich, wenn sich nicht auch ein Wermutstropfen im Freudenbecher finden würde. Und so wünschen sich die beiden FFG-Geschäftsführer Henrietta Egerth und Klaus Pseiner vor allem „nachhaltige Budgets“. Konkret benötige man zur Erreichung der vom Rat für Forschung und Technologieentwicklung (RFT) empfohlenen jährlichen Budgetsteigerung von neun Prozent und der oft kolportierten Zielsumme von 458 Mio. Euro im Jahr 2007 heuer aus der Technologiemilliarde 110 Mio. Euro. Die große Unbekannte bei dieser Berechnung, so der einhellige Tenor aus den Reihen der FFG, seien allerdings die Ressortbudgets, die wahlbedingt erst sehr spät feststehen würden.

Innovativ auf Platz fünf

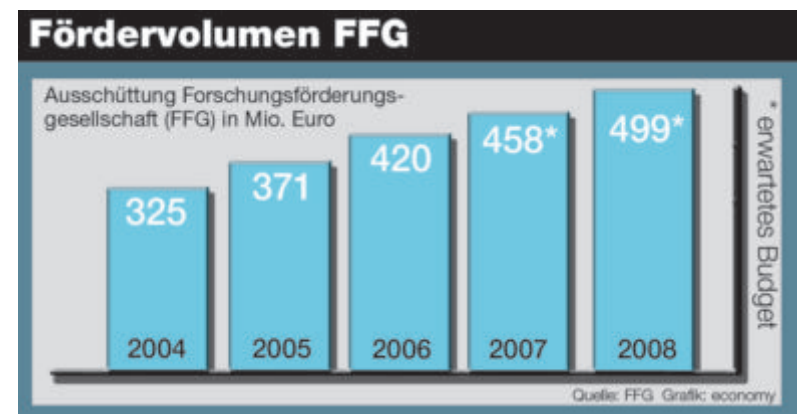
Doch abseits dieser Wunschvorstellungen geben sich Pseiner und Egerth euphorisch: „Wir konnten 2005 alleine bei Basisprogrammen 870 Projekte

mit 265 Mio. Euro fördern.“ Besonders die Weiterentwicklung im Forschungs- und Entwicklungs (F&E)-Bereich würde dabei von der Forschungsförderung substantiell profitieren. „Die Gesamtinvestitionen in Österreich beliefen sich 2005 auf rund 5,8 Mrd. Euro. Die Hebelwirkung unserer Förderungen ist beachtlich, denn gemessen an den Gesamtkosten aller eingereichten Projekte beträgt die Förderquote 18 Prozent, das heißt, dass unsere Partner einen Großteil der Projekte selbst finanzieren“, sagt Pseiner. 1.000 Euro Förderung würden zusätzliche 400 Euro an Unternehmensinvestitionen in F&E bewirken.

Ein verbesserter Förderer bringt damit im Schnitt 23,7 Euro Zusatzumsatz im Unternehmen. Dieser direkte Einfluss der FFG-Förderung auf die F&E-Unternehmensausgaben hat nach Ansicht Pseiners auch mit zur Verbesserung der Position im European Innovation Scoreboard beigetragen, wo

Österreich von Platz zehn auf Platz fünf vorgestoßen ist. Nicht „Geiz ist geil“, sondern „Mehr Mittel machen happy“ scheint also das neue Motto zu sein. Das trifft auch auf den FWF zu. Laut Generalsekretär Gerhard Kratky können heuer 30 Mio. Euro mehr an Projektförderungen für die Grundlagenforschung vergeben werden, weil der Zusagerahmen durch die Entscheidung des Finanzministeriums auf insgesamt rund 150 Mio. Euro angehoben wurde. Hatte der Wissenschaftsfonds aufgrund der

Genehmigung für mehrjährige Forschungsprojekte mit einer Vorbelastung von rund 100 Mio. Euro zu kämpfen, so kommt diese Budgetausweitung gerade recht. „Damit können wir nun wie gefordert alle als exzellent beurteilten Projekte fördern“, ist Kratky überzeugt. Der Forschung kommt das gelegen, und die eingangs besagte Trendumkehr schlägt sich bereits positiv nieder: Erstmals seit 2000 sind die Bewilligungsraten für Einzelforschungsprojekte wieder gestiegen.



Verlagsserie

Arbeitsplätze durch Innovation

Auszeichnung für vorbildliche Forschung und Entwicklung im Unternehmen.

Wer in Österreich ein Krankenhaus betritt, wird nicht nur gut betreut, sondern kann sich auch sicher fühlen. Rund 40 Prozent der Brandmeldesysteme und fast zwei Drittel der Lichtrufsysteme in den heimischen Spitälern kommen von einer Firma – Schrack Seconet.

Im abgelaufenen Geschäftsjahr hat der nach eigenen Angaben „führende Anbieter in den Bereichen Brandschutztechnik und Krankenhauskommunikation“ insgesamt 1.667

Brandmelderzentralen im In- und Ausland ausgeliefert – so viele wie nie zuvor. „Mit unseren Produkten setzen wir technische Standards und sind auf dem Markt immer um einen Schritt voraus. Unsere Serviceleistungen werden von den Kunden sehr geschätzt, und Kundenorientierung sowie Einsatzbereitschaft zeichnen unsere Mitarbeiter aus“, freut sich Generaldirektor Hans Zavesky über den Erfolg. Als Kompetenzzentrum

innerhalb der Securitas-Gruppe investiert das österreichische Hightech-Unternehmen jährlich rund fünf Prozent des Umsatzes in den Forschungs- und Entwicklungsbereich und nimmt damit auch hier eine Vorreiterrolle ein. Gleichzeitig trägt das Unternehmen zur Schaffung von Arbeitsplätzen und zur Sicherung des Wirtschaftsstandortes Österreich bei.

Das aus einem Management-Buy-out der Schrack AG hervorgegangene Unternehmen hatte

1994 seine Geschäftstätigkeit mit 135 Mitarbeitern begonnen – mittlerweile sind 230 Personen für das Unternehmen tätig.

Vorbildliche Entwicklung

Für den Präsidenten der Arbeiterkammer, Herbert Tumpel, ist der Einsatz des Wiener Landessiegers auf dem Gebiet Forschung und Entwicklung beispielhaft: „Das Unternehmen zeigt vorbildlich, dass durch Forschung und Entwicklung nicht nur Arbeitsplätze erhalten, sondern zusätzliche geschaffen werden können.“ Durch die Forschungsförderung leisten Unternehmen einen wichtigen Beitrag, so Tumpel, damit der Wirtschaftsstandort Österreich wettbewerbsfähig bleibt.

Seit 1999 führt die Bundesarbeitskammer gemeinsam mit der Österreichischen Forschungsförderungsgesellschaft (FFG) und „Innovatives Österreich“ das Projekt „Arbeitsplätze durch Innovation“ durch. Dabei werden besonders innovative Firmen, die eine deutlich positive Beschäftigungsentwicklung aufweisen, ausgezeichnet. Pro Bundesland wird jeweils ein Landessieger gekürt, am 9. Mai 2006 wird schließlich von einer prominent besetzten Jury der Bundessieger bekannt gegeben.

Der Auswahl der Firmen liegt ein Kriterienkatalog, der sowohl technologische als auch Arbeitnehmeraspekte enthält, zugrunde. Schließlich werden aus dem Pool der ausgewählten Landessieger durch eine Jury drei Unternehmen (Platz eins bis drei) zu Bundessiegern gekürt. Der auf Platz eins gereichte Bundessieger erhält einen Sonderpreis in Form eines finanziellen Beitrags für technologiebezogene Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen für die Beschäftigten im Unternehmen.

Stellen Sie Ihre Fragen zu Forschung und Innovation auf der folgenden Website:

www.innovatives-oesterreich.at

Info

Landessieger 2005/06

- **Kärnten.** Verleihung April 06
- **NÖ.** Borealis GmbH
- **OÖ.** Rosenbauer International AG
- **Salzburg.** Verleihung April 06
- **Steiermark.** Knapp Logistik Automation GmbH
- **Tirol.** Verleihung April 06
- **Vlbg.** Julius Blum GmbH
- **Wien.** Schrack Seconet AG



Im Rahmen der Initiative „Arbeitsplätze durch Innovation“ wurde Schrack Seconet als Landessieger Wien ausgezeichnet. AK Präsident Herbert Tumpel, Hans Zavesky, AR-Vorsitzender von Schrack Seconet, Generaldirektor Wolfgang Kern und Klaus Pseiner, Geschäftsführer des FFG. (v.l.n.r.) Foto: FFG

Innovatives Österreich (Teil 7 der Serie)

Erscheint mit finanzieller Unterstützung von



Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Ernst Brandstetter Der achte Teil erscheint am 21. April 2006.

Forschung

Marita Dücker und Gerald Lackner: „Gemischte Teams sind besonders schlagkräftig.“ Bei AVL Ditest in Graz ist ein Viertel der Mitarbeiter weiblich, bei den Führungskräften sind es gar satte 40 Prozent. Liegt selbst in einer Männerdomäne wie der KFZ-Diagnostik der Schlüssel zum Erfolg in der Ausgewogenheit der Geschlechter?

Alles eine Frage der Ergänzung

Karin Mairitsch

Die AVL Ditest, eine Tochter der AVL Holding, beschäftigt weltweit 200 Mitarbeiter und gilt als unumstrittener Technologieführer in ihrem Segment. Tausendfach werden die elektronischen Abgasanalyse-Systeme von AVL Ditest in Vertragswerkstätten, Prüfanstalten und Fertigungshallen eingesetzt. Erst kürzlich wurden zwei Produkte mit dem deutschen Bundespreis für hervorragende innovatorische Leistungen geehrt, was eine ganz besondere Auszeichnung darstellt.

Der führende Kopf hinter der Software-Entwicklung von AVL Ditest ist eine Frau – wahrlich eine Rarität in der männerdominierten Automobilbranche. Marita Dücker, 41-jährige promovierte Informatikerin aus Westfalen/Deutschland, kam 2002 neu zum Unternehmen und wurde vor zwei Jahren mit der Leitung der Abteilung für Software-Entwicklung betraut. Ihr Ingenieur-Team besteht ausschließlich aus Männern. „Bevor ich hierher nach Graz kam, hatte ich keinerlei Kontakt zur Automobilbranche“, sagt sie. Doch das sei nicht weiter tragisch gewesen, schließlich sei

KFZ-Diagnostik praktisch darstellbar und werde durch Fahrzeugtests anwendungsbezogen untermauert. „KFZ-Diagnostik ist ein komplexes System, das ist erlernbar“, meint sie bescheiden. Und: „Ich habe mich längst daran gewöhnt, in einer Männerbranche zu arbeiten.“

Ihr Chef, Gerald Lackner, Vorsitzender der Geschäftsführung von AVL Ditest, reagiert auf die Frage, warum er den Posten der Software-Entwicklungsleitung denn mit einer Frau besetzt habe, reichlich überrascht. „Warum nicht?“, ist seine einfache Antwort. Lackner holt dann aber doch weiter aus: „Die Arbeit in gemischten Teams war keine bewusste Entscheidung, es ist einfach organisch so gewachsen.“ Bei der Wahl der Mitarbeiter sei die Qualifikation entscheidend, fügt er hinzu, und Qualifikation setze sich nun einmal aus fachlichen und sozialen Kompetenzen zusammen.

„Was macht es für einen Unterschied, ob ich eine Frau oder einen Mann mit der Aufgabe betraue?“ Dieser Frage ist *economy* nachgegangen. Wir haben Marita Dücker und Gerald Lackner getrennt voneinander befragt.



Einmal Frau, einmal Mann. Marita Dücker und Gerald Lackner bilden bei AVL Ditest ein perfektes Team. Dennoch und gerade deswegen haben wir sie getrennt zum Interview gebeten. Foto: AVL Ditest

economy: Welche Eigenschaften und Stärken bringen Frauen mit in das Team, die Männer nicht haben?

Marita Dücker: Meiner Meinung nach sind persönliche Stärken nicht geschlechtsspezifisch. Letztendlich muss sich das Team als Ganzes bewähren. Der Erfolg ist eine Frage des Umgangs miteinander und des fachlichen Wissens, der Ergänzung und der Begeisterungsfähigkeit jedes einzelnen Teammitglieds.

Gerald Lackner: Es ist gut möglich, dass Frauen so etwas wie eine andere Energie mitbringen. Frauen sind im Allgemeinen strukturierter, ausdauernder und konsequenter als Männer. Außerdem: Männer arbeiten anders, wenn eine Frau mit im Team ist. Der Mann will sich vor der Frau keine Blöße geben, und dazu muss er sich anstrengen. In gemischten Teams stellt sich bei Männern häufiger nicht nur Kameradschaft, sondern auch Stolz auf den Teampartner ein. Das macht schlagkräftig und erfolgreich!

Was bedeutet Technik für Sie?

M. D.: Nun, da bin ich gewissermaßen familiär vorbelastet. Mein Vater hatte eine Werkstatt für Radio- und Fernsehtechnik, dort habe ich mich als Kind oft aufgehalten. Das dadurch geweckte Interesse und die Faszination, die Technik auf mich ausübt, haben bis heute Bestand. Nach der Matura habe ich eine dreijährige Berufsausbildung zur Informationselektronikerin absolviert und anschließend Informatik und Elektrotechnik studiert – in diesem Fall zuerst

die Praxis, dann die Theorie. Meine Begeisterung für Technik beschränkt sich nicht nur auf mein Berufsleben, ich umgebe mich auch gern privat mit der neuesten Unterhaltungselektronik und Computertechnik.

G. L.: Ich bin zur Technik über die theoretischen Betrachtungen der Naturwissenschaften gekommen. Physik und Mathematik habe ich schon als Schüler geliebt. Ich wollte schon immer den Dingen auf den Grund gehen und wissen, was die Welt in ihrem Innersten zusammenhält. Selbstverständlich ist die Technik da nur ein Hilfsmittel, und die Kenntnis der großen Zusammenhänge mittels der Technik wird immer eine Illusion bleiben, das geht schon philosophisch nicht zusammen. Dennoch – nach der Matura habe ich mich für das Studium der Elektrotechnik entschieden, und ich habe diese Entscheidung nie bereut. Durch Technik und Naturwissenschaft ist die Welt für mich größer geworden.

Haben Sie Kinder?

M. D.: Nein.

G. L.: Nein.

Frauen fassen zusehends in technischen Berufen Fuß, allerdings sind sie vor allem in der IT-Branche und der Softwaretechnik anzutreffen und deutlich seltener in der Hard-Core-Technik, beispielsweise im Maschinen- und Anlagenbau. Woran mag das liegen?

M. D.: Ein Grund dafür, dass mehr Frauen in der IT-Branche anzutreffen sind, ist aus meiner Sicht der regelrechte Boom, den

diese Sparte in den letzten Jahren erlebt hat. Innovationen, neue Technologien und Medien bieten vielfältige Chancen für den beruflichen Werdegang. Dies ist für mich allerdings keine frauenspezifische Überlegung.

G. L.: Die typischen Frauen- oder Männerberufe haben ausgedient. Eine Frau wird heute in der Berufswelt nicht geschlechtsspezifisch wahrgenommen. Das ist zur guten Selbstverständlichkeit geworden. In fünf Jahren wird niemand mehr nachfragen, ob da eine Frau oder ein Mann seinen Job macht. Dann wird das einfach kein Thema mehr sein. Wobei: Frauen sind häufig sehr kreativ, und möglicherweise können sie ihre Talente in der Soft-Technik besser entfalten. Männer wiederum sind dafür bekannt, dass sie gerne große Dinge wie Motoren oder Dampfkessel bauen. Wenn sich ein Mann etwas in den Kopf gesetzt hat, dann macht er es auch. Mitunter vergisst er dabei allerdings, dass der Dampfkessel auch in einem Atomkraftwerk stehen könnte.

Gibt es bei AVL Ditest die berühmte „gläserne Decke“ für Frauen?

M. D. (lacht): Ich hoffe, nicht! Bisher bin ich nicht an eine solche gestoßen, das spricht dafür, dass es eine „gläserne Decke“ bei AVL Ditest nicht gibt.

G. L.: Nein. Zumindest nicht bewusst. Es ist ein Zufall, dass ich ein Mann bin, und es gibt keinen guten Grund, warum nicht irgendwann eine Frau meinen Job machen sollte.

Im Fördertopf

Bürgschaft fürs Forschungsprojekt

Auf Empfehlung des Rats für Forschung und Technologieentwicklung, dem geistigen Eigentum mit fokussierten Förderungen verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen, entwickelten BMW und BMBWK drei Programme, die dem Patentierungs- und Lizenzierungspotenzial an Universitäten und in der Wirtschaft auf die Beine helfen sollen. Die Abwicklung der Maßnahmen mit Namen Uni Invent, Tecma und Patentkreditaktion liegt beim Austria Wirtschaftsservice (AWS, www.aws.at). Uni Invent unterstützt die heimischen Hochschulen bei der Bewertung, Patentierung und Verwertung von Erfindungen. Drei Jahre lang werden neun Mio. Euro zur Verfügung gestellt, um das Bewusstsein für eine neue Verwertungskultur zu schaffen. Zielgruppe des Tecma-Programms sind Einzelpersonen und Klein- und Mittelbetriebe, die ihre Forschungsergebnisse kommerziell verwerten wollen. Dabei wird entweder die exklusive Lizenzvermittlung – Lizenznehmersuche, Verhandlungen, auf Wunsch auch Lizenzgebühren-Monitoring – oder die Lizenzvermittlung mit Finanzierung angeboten. Hierzu zählen neben der Anmeldung der Patente auch Marktanalysen über die Verwertung. Die Patentkreditaktion adressiert schließlich die reine Finanzierung von Patent- und Gebrauchsmusteranmeldungen. Das AWS übernimmt die Bürgschaft für einen Bankkredit, der förderbare Projektkosten wie Anwaltshonorare, Übersetzungs-, Prüfungs- und Marketingkosten deckt. Die Bürgschaftsquote reicht bis zu 100 Prozent, die Laufzeit beträgt in der Regel fünf Jahre. *arie*



Technologie

Langer Weg zur Lego-Software

Die Service-orientierte Architektur soll die Verbindung von Informationstechnologie und Geschäftsprozessen neu definieren. Ein Umdenken in den Führungsetagen wird unumgänglich.

Klaus Lackner

Die Welt der Informationstechnologie ist im Umbruch. Bei allen Software-Anbietern dreht sich die Marketingsprache rund um Service-orientierte Architektur (SOA), die das universelle Heilmittel für geplagte IT-Verantwortliche und Fachabteilungen gleichermaßen sein soll. Mittlerweile wurde der Mythos in die Welt gesetzt, dass SOA Unternehmen flexibel, innovativ und fit für die Globalisierung machen soll. Und zum Drüberstreuen soll sich der Graben zwischen der Geschäfts- und der IT-Welt endgültig schließen.

Software-Architekturen, so auch SOA, werden verwendet, um den internen Aufbau komplexer IT-Systeme zu modellieren, und bilden die Grundlage für jede Unternehmens-IT. Sie beschreiben die einzelnen Komponenten des Systems und ihr Zusammenspiel. Bei einer SOA werden die einzelnen

Systemkomponenten als so genannte Services oder Dienste realisiert. Ein Service bietet eine bestimmte Funktionalität an, die in einem Service Contract im Detail beschrieben wird. Wesentlicher Bestandteil eines solchen Contracts ist die Schnittstelle, in der das Format der Eingabe- und Ausgabedaten des Service festgelegt ist.

Software als Service

Grundlegendes Prinzip einer SOA ist es, Funktionalität als modulare und wiederverwendbare Services zur Verfügung zu stellen. Neue Anwendungen können dann aus bereits existierenden Services wie aus einem Lego-Bausatz zu einem Ganzen zusammengesetzt werden. Man spricht dabei auch von einer losen Koppelung, da es keine starken logischen oder physischen Abhängigkeiten gibt, und zwar weder zwischen den Services untereinander noch zwischen den Services und den Anwendungen, in denen sie ge-

nutzt werden. Somit ist es auch leicht möglich, laufende Anwendungen durch Austausch einzelner Services zu modifizieren, zu erweitern oder zu optimieren.

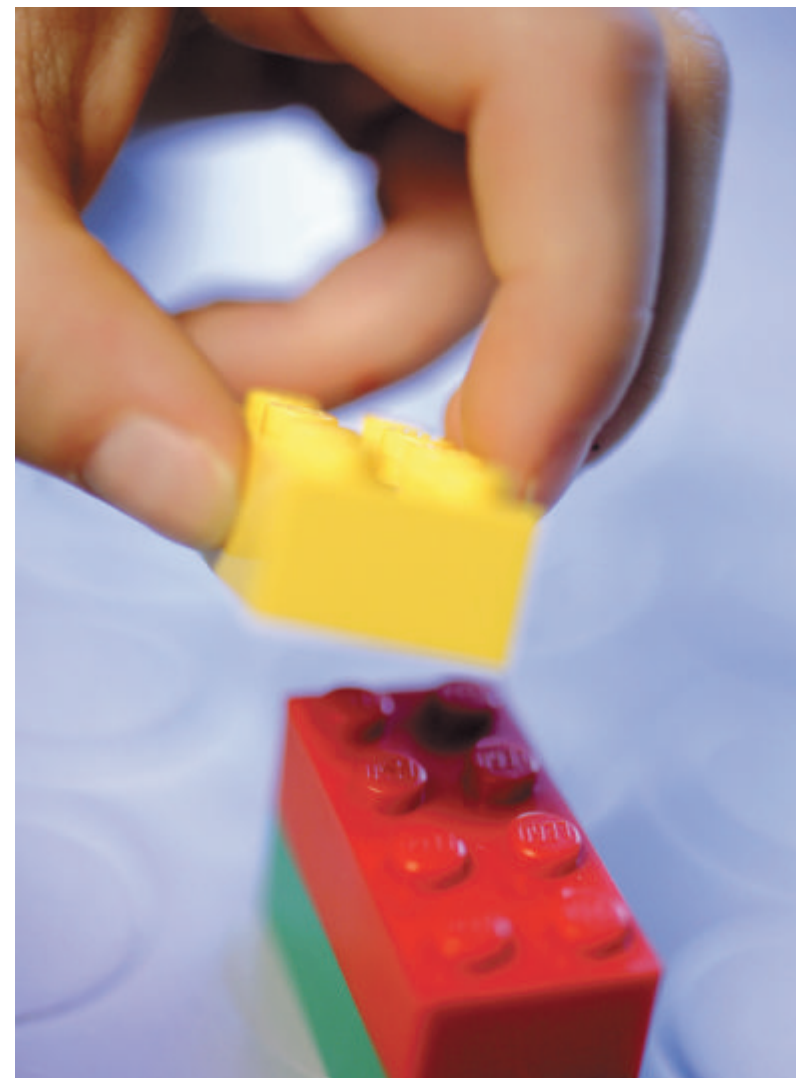
„SOA erhöht die Wiederverwendbarkeit von IT-Komponenten und verspricht so signifikantes Potenzial zur Kostenreduzierung“, ist die einhellige Aussage der Anbieter. Dies erklärt sicherlich, warum gerade bei den aktuell knappen IT-Budgets IT-Verantwortliche bezüglich dieses Themas hellhörig werden. SOA eignet sich auch für ein Bottom-up-Vorgehen, bei dem Funktionalität und Anwendungen nach und nach in kleinen, übersichtlichen Projekten entwickelt werden. Dies senkt das Risiko eines Scheiterns von Projekten erheblich, und zwar sowohl für Neuentwicklungen als auch für Neustrukturierungen der unternehmensinternen IT.

Die Service-orientierte Architektur kann dabei auf unterschiedlichsten Techniken fußen. Oft fällt das Schlagwort Web Services, auf denen SOA realisiert werden kann. Doch auch viele andere Software-Technologien können die Basis liefern. Generell stellt SOA nicht so sehr eine Technologie dar, sondern vielmehr einen grundsätzlichen, konzeptionellen Ansatz zur effizienten Realisierung komplexer IT-Infrastrukturen.

Es gibt zwar noch keine vollständige und umfassende Software-Unterstützung für alle Aspekte von SOA. Trotzdem sollten Unternehmen die Grundprinzipien Service-orientierter Architekturen schon jetzt in ihren Entwicklungsprojekten anwenden. Schließlich ist der unmittelbare Nutzen der Wiederverwendbarkeit und damit der Kostensenkung bereits beim aktuellen Entwicklungsstand realisierbar.

SOA lässt sich nicht kaufen

Doch Unternehmer sollten sich nicht in die Irre führen lassen, wie Christoph Strnadl, Chief IT-Architect bei der Software AG anlässlich der Präsentation der SOA-Suite Crossvision feststellte: „Auch die Automobilindustrie hat das Plattformkonzept in der Produktion über Jahre umsetzen müssen. Die Informationstechnologie hat dieses Problem noch vor sich.“ Doch nicht nur die Anbieter,



In Zukunft soll Software nach dem Lego-Prinzip funktionieren. Allein die Farbe der Bausteine ändert sich. Foto: The Lego Group

sondern vor allem die Anwender werden den größten Brocken zu schlucken haben. Denn „SOA lässt sich nicht einfach kaufen“, bekräftigt Strnadl. Unternehmen müssen deshalb lernen, Geschäftsprozesse und IT viel enger zu verknüpfen.

Zweifelner glauben nicht daran, dass sich die Idee der Mehrfachverwendbarkeit auf die Software-Industrie übertragen lässt. Sie verweisen auf die objektorientierte Programmierung, die im vergangenen Jahrzehnt die Software-Entwicklung revolutionieren sollte: Deren Protagonisten hatten stets die Wiederverwendbarkeit von Objekten versprochen, am Ende aber nicht liefern können. Tobias Kohl, Business Manager IT-Architektur beim deutschen Berater Plenum, mahnt ein, die Qualifikation des Personals in die Planung einzubeziehen. „Unternehmen sollten den organisatorischen und fachbezogenen Herausforderungen des SOA-Ansatzes mehr Bedeutung beimessen als den technischen Risiken.“ Ideal wäre ein neuer Mitarbeitertypus: Der Service-Architekt, der in Software, Entwicklung und Qualitätsmanagement bewandert ist, aber

Geschäfts- und Anwendungsarchitektur unterscheiden kann.

Eines scheint jedoch laut Marktforschern und Beratern unumgänglich. Gartner prophezeit, dass Unternehmen, die bis 2008 nicht in SOA investieren, bis 2012 einen eindeutigen Wettbewerbsnachteil haben werden. Doch werben auch alle Anbieter, allen voran IBM, Microsoft, Oracle, SAP, Software AG und Sun Microsystems, mit den möglichen Kosteneinsparungen.

Verringerte Budgets für IT-Anschaffungen sind jedoch ein angenehmer Nebeneffekt. Geschäftsprozesse sollen von Anwendungen entkoppelt und damit unabhängiger werden. Was sich einfach anhört, bedeutet allerdings einen tiefgreifenden Umbau der bestehenden IT-Abläufe, dessen Ausmaße in weiten Kreisen noch schwer abzuschätzen sind. Um überhaupt ein SOA-Projekt auf die Beine stellen zu können, müssen Anwender ihre IT-Infrastruktur genau kennen und die Anforderungen der Fachabteilungen zusammentragen. Hierzu müssen Disziplinen wie Change-Prozesse, das Steuern des Lebenszyklus von IT-Services in Einklang gebracht werden.

Tool der Woche

Italo-Notebook im Kleinformat

Ein Laptop im A5-Format, der noch dazu mit einem Stift bedienbar ist – das ist das Flybook. Der italienische Hersteller Dialogue hat rund ein Jahr nach der Markteinführung des Flybooks eine neue Notebook-Serie auf den Markt gebracht, die mit besseren Spezifikationen und allen nur erdenklichen Kommunikationsschnittstellen ausgestattet ist. Die Modelle V33i und das soeben eingeführte V23i verfügen über einen 8,9 Zoll großen Bildschirm mit einer Auflösung von 1.024 mal 600 Pixel. Obwohl die neuen Flybooks nur 1,2 Kilogramm leicht und drei Zentimeter dick sind, stellen sie vollwertige Laptops dar und können auch als Tablet-PC samt Stifteingabe via Bildschirm genutzt werden. In den Maßen 235 mal 155 mal 31 Millimeter lässt sich gerade noch eine Standard-Tastatur unterbringen. Neben den herkömmlichen Anschlüssen wie USB, Netzwerk, Modem und Firewire wird auch die drahtlose Connectivity bedient. Wireless LAN, Bluetooth und Triband-GSM/GPRS sind bereits eingebaut, optional können UMTS- und GPS-Module hinzugefügt werden. Externe Bildschirme und der Fernseher können ebenso angeschlossen werden. Als Betriebssystem ist Windows XP bereits vorinstalliert, eine bis zu 100 Gigabyte große Festplatte sorgt für ausreichend Speicherplatz. Beim Prozessor greift Dialogue auf die stromsparenden Transmeta-Crusoe-Chips zurück. Die Flybook V-Serie ist glänzend lackiert und in sieben Farben erhältlich – weiß, silber, gelb, dunkelrot, blau, schwarz und orange. So viel Technik auf kleinem Platz hat auch ihren Preis: In der Basisversion kostet der Computer mehr als 2.000 Euro. sti Foto: Dialogue



Technologie

Notiz Block



Flieger ohne Pilot über den USA

Unbemannte Flugzeuge – bis dato eher im Krieg eingesetzt – sollen in den USA bald dazu dienen, Grenzen und großflächige Gebiete zu überwachen. „Wir benötigen zusätzliche Technologien, um die US-Gebiete effektiver überwachen zu können“, sagt Michael Kostelnik von der Zoll- und Grenzabteilung der US Homeland Security. Derzeit laufen Tests im US-Bundesstaat Arizona mit unbemannten Flugdrohnen, die aus 4.000 Meter Höhe Überwachungsbilder zur Erde schicken. In North Carolina wurden Drohnen bereits eingesetzt, um Gruppen von Motorradfahrern zu verfolgen – aus einer Höhe von nur 100 Metern. Auch zur Entdeckung von Marihuana-Feldern sollen Drohnen eingesetzt werden. Neben den Datenschützern sind auch Flugexperten skeptisch – sie fürchten Kollisionen mit bemannten Flugzeugen. Für Drohnen, deren Größe von einigen Dutzend Zentimetern Länge bis hin zum Umfang einer Boeing 727 reichen kann, existieren keine ausreichenden Richtlinien.

Fernschreiber ist abgeschaltet

Am 31. März um Mitternacht wurde in Österreich der letzte Telex-Anschluss abgeschaltet. Die „Ticker“, auch Fernschreiber genannt, waren etwa 60 Jahre lang eine verlässliche Text-Kommunikationsmethode. 1987 wurde die höchste Teilnehmerzahl mit 26.000 Anschlüssen registriert, weltweit waren es an die fünf Mio. Mit der Einführung des Faxgerätes ging es mit dem Telex jedoch bergab. Im Jänner 2001 gab es nur mehr 500 Telex-Kunden in Österreich. Die Firma Legacy Communications Luze führte den Dienst für etwa ein Dutzend Banken weiter. Der Vorteil des Telex war neben der Übertragungsgeschwindigkeit von sechs Zeichen pro Sekunde auch die dokumentenechte Übertragung.

Schnellere Opteron-Chips

Der erfolgreiche Opteron-Prozessor vom weltweit zweitgrößten PC-Chip-Hersteller Advanced Micro Devices (AMD) erhält Nachwuchs. Erstmals in der Geschichte des Chip-Herstellers werden Prozessoren mit einer Taktfrequenz von 3,0 Gigahertz hergestellt. Konkret handelt es sich um Opteron 256 und 856, die beide mit einem Megabyte Cache ausgeliefert werden. Dual-Core-Chips, die zwei Rechenkerne in einem Chip vereinen, sollen mit 2,8 Gigahertz Taktfrequenz auf den Markt kommen.

Warnung vor der Fadesse

Im Media Lab des Massachusetts Institute of Technology (MIT) wurde ein System entwickelt, das erkennen soll, ob Gesprächspartner gelangweilt oder aufgebrach ist. Eine Gerätekombination soll Autisten helfen, Gefühle anderer Menschen einzuschätzen. Die „Emotionsprothese“ besteht aus einer Minikamera, die auf einer Brille angebracht wird und mit einem Handheld verbunden ist. Auf diesem läuft eine Bilderkennungssoftware sowie ein Programm, das die Emotionen des Visavis erkennt. Wirkt der Gesprächspartner gelangweilt, vibriert der Handheld. Mithilfe von Schauspielern wurden 100 verschiedene Emotionskombinationen aufgenommen, anhand derer das Programm trainiert wurde. Die Software erkennt, ob ein Mensch zustimmt, sich ablehnend verhält, sich konzentriert, nachdenklich, unsicher oder uninteressiert ist. Herkömmliche Programme schaffen es bis dato nur, Emotionen wie Freude, Zorn, Traurigkeit, Furcht, Überraschung und Abscheu zu erkennen. Bei Schauspielern eingesetzt, schafft die MIT-Software eine Erkennungsrate von 90 Prozent, bei beliebigen Testpersonen immerhin 64 Prozent. *sti*

Podcasts sind selten mobil

Via Internet abonnierte Audio-Beiträge – im Jargon Podcasts genannt – erleben enormen Zuspruch. Doch laut einer aktuellen Studie schaffen es 80 Prozent aller Podcasts nicht auf den Audioplayer.

Hannes Stieger

„Podcasting“ erfährt derzeit zumindest medial enormen Auftrieb. Der Begriff schaffte es im Jahr 2005, vom New Oxford American Dictionary zum Wort des Jahres gewählt zu werden. Die dazu gelieferte Definition des Wortes lautet: „Podcasting bezeichnet die digitale Aufnahme einer Radiosendung oder ähnlichen Audiomaterials, die über das Internet verfügbar ist und auf einen persönlichen Audiospieler heruntergeladen werden kann.“

Die Betonung liegt hierbei auf „kann“. Wie eine aktuelle Studie von Bridge Data aufzeigt, landen nämlich beachtliche 80 Prozent der heruntergeladenen Podcasts nicht auf einem mobilen Player. Die meisten werden direkt auf dem PC angehört oder, da wie bei Mailinglisten schon durch nur einige wenige Abonnements eine Menge an Daten anfallen kann, einfach ungehört gelöscht. Heuer werden nur rund neun Mio. Personen Podcasts anhören, mit rund drei Prozent also ein kleiner Teil der Menschen, die im Internet surfen.

Durch die Integration in Apples iTunes wurde die Popu-

larität von Podcasts zwar angekurbelt, sie gehören aber noch lange nicht zum Repertoire eines durchschnittlichen Internet-Anwenders. Wie auch bei anderen neuen, technologiebasierten Kommunikationsmedien, sind Podcast-Hörer vorwiegend männlich, genau gesagt 78 Prozent.

Dennoch: die Industrie will den Trend nicht verpassen und sucht nach Möglichkeiten, aus dem neuen Phänomen Kapital zu schlagen.

Bremse: Fehlende Lizenzen

Eine noch schnellere Verbreitung von Podcasts wird derzeit unter anderem dadurch verhindert, dass es sich meist nur um Wortbeiträge handelt. Musik findet sich noch selten, was vor allem mit der Lizenzpolitik zusammenhängt. Wie bei Internet-Musikbörsen, fordern die Unterhaltungskonzerne auch hier ihre Tantiemen. Experten erwarten eine Explosion der Podcasts, sollte sich ein Weg finden, Musik legal in die Tondateien zu integrieren und eine Bezahlung der Musiker zu garantieren.

Inzwischen bietet in den USA fast jedes Medienunternehmen Podcasts an, von Disney über Newsweek bis zum öffentlich-

rechtlichen National Public Radio (NPR). Auch in Österreich werden sie bereits von Sendern wie Ö3 offeriert. Selbst der Papst bietet Podcasts – im Internet auch „Godcasts“ genannt – an. Schon seit einigen Monaten können Gläubige wie Ungläubige die Ansprachen von Papst Benedikt XVI. von der Website des Senders Radio Vatikan herunterladen.

Vier Stunden Podcasting

Derzeit lädt der durchschnittliche Podcasting User sechs Podcasts pro Monat herunter und hört bis zu vier Stunden pro Monat die geladenen Audiodateien. Sollten die Berechnungen der Experten stimmen, könnte sich der jetzige Hype rasch in tatsächliche Nutzerzahlen verwandeln. Laut der Studie von Bridge Data sollen nächstes Jahr mehr als 20 Mio. und im Jahr 2010 knapp 63 Mio. Menschen Podcasts anhören. Radiosender, die Teile ihres Programms so online zugänglich machen, werden langfristig davon profitieren, heißt es in der Studie – die Zahl derer, die sich den Sender auch auf herkömmlichem Wege anhören, wird steigen.

www.odeo.com

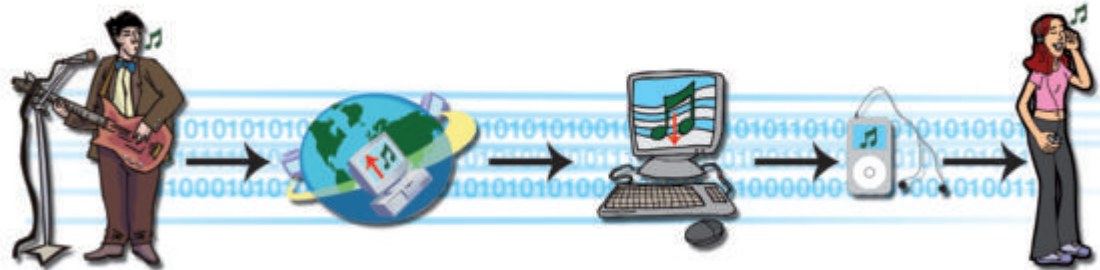
<http://podcasts.yahoo.com>

Wie funktioniert ...

... Podcasting

Der Begriff „Podcasting“ umschreibt das Kreieren von Audio-Content, bei dem die Zuhörerschaft selbst entscheidet, wann wo und wie sie ihn anhören kann. Im Gegensatz zu herkömmlichen Radioprogrammen, wo man an fixe Beginnzeiten gebunden ist, nimmt man als Zuhörer den Podcast als Audio-Datei im Musicplayer mit und hört ihn erst später an. Dabei ist es auch möglich, wiederkehrende Podcasts zu abonnieren.

- Podcasts werden von Amateuren oder Profis aufgenommen und bei Bedarf editiert. Der Content – meist in der Form eines Audio-Weblogs oder einer Talkshow gehalten – liegt von der Dauer her typischerweise zwischen fünf Minuten und einer halben Stunde.
- Die Podcasts werden als Audio-Datei ins Netz gestellt. Zusammen mit Technologien wie RSS oder Atom syndication werden die Daten bei Bedarf auch regelmäßig auf den Musicplayer des Benutzers übertragen.
- Auf dem Musicplayer steht der Podcast dann zum Anhören zur Verfügung. Der Benutzer entscheidet selbst, wann er den Podcast anhört.



Technologie

„Spezialistentum macht zukunftsblind“

Angesagte Trends schießen oft über die Bedürfnisse der Kunden hinaus. Blanke Technik ist zu wenig.

Klaus Lackner

Vorhergesagte Entwicklungen im Telekom- und IT-Bereich finden statt. Oder sie finden eben auch nicht statt. Vom papierlosen Büro spricht keiner mehr. Kühlschränke, welche die Milch selbstständig über das Internet nachbestellen, haben heimische Küchen noch nie von innen gesehen. Die dritte Mobilfunktechnologie UMTS wird wegen der hohen Investitionen von den Betreibern durchgepeitscht. Hat die Glaskugel der Prognostiker versagt, sind Forscher und Entwickler schuld oder die Konsumenten schlichtweg noch nicht reif für die Produkte? „Von allem trifft ein wenig zu“, erklärte der österreichische Zukunftsforscher Andreas Reiter anlässlich einer Podiumsdiskussion der APA-E-Business Community. „Die Liste der Technologieprognosen ist so lang wie ihr Scheitern. Der Robotik-Freak Hans Moravec freut sich seit Jahrzehnten, dass die Roboter die Menschen beerben, er freut sich vergeblich. Sein Kollege, der IT-Vordenker Ray Kurzweil, prognostizierte das Zeitalter der Avatare, aber auch er wird noch etwas länger auf sie warten müssen.“ Entscheidend sei die richtige Mischung aus Vertrautem und Überraschendem, damit Technologie nicht an den Bedürfnissen der Menschen vorbeigeht. „Junge Leute wollen eher Erlebnisse, ältere eher einfache und bequeme Bedienung. Wenn wir diesem Anspruch nicht gerecht werden, droht das Scheitern“, glaubt Reiter.

Offenes Ohr für Kundenwünsche

Insbesondere technologiegetriebene Unternehmen würden nur dann Erfolg auf den Märkten haben, wenn sie die zentralen Werte der Konsumenten erkennen und in Produkte beziehungsweise Dienstleistungen übersetzen. Beschleunigte Produktzyklen und die Potenzierung der Funktionen werden hingegen von vielen Menschen als Belastung empfunden. „Konsumenten jenseits der Pubertät suchen in der Regel Orientierung und einfache Bedienung“, sagt Zukunftsforscher Reiter. Prototypen würden zwar an den internationalen Hot Spots von Tokio bis Shanghai getestet. „Was in Südkorea oder Japan als hip gilt, muss aber noch lange nicht von Konsumenten in Europa angenommen werden“, erklärt Reiter.

„Die Technologie wurde zu sehr in den Vordergrund gestellt. Was der Kunde damit anfangen soll, blieb unklar. Inzwischen hat aber ein Umdenken stattgefunden“, sieht Dietmar Pörtl von T-Mobile eine Trendwende. Schon vor dem Platzen der Internet-Blase habe der Hype um die dritte Mobilfunkgeneration UMTS eingesetzt. „Zu einer Zeit, als viel Geld im Umlauf war. Vielleicht war es zu viel“, glaubt Pörtl. Inzwischen sei der Nutzen von UMTS aber angekommen, wie der Trend zu mobilem Internet zeige. „Und irgendwann werden auch physische Beeinträchtigungen, wie zu kleine Displays, wegfallen“, wagt der Manager selbst eine Prognose.

Die positive Funktion der Übertreibung strich Harald Leitensmüller von Microsoft Österreich hervor: „Wir nutzen den Hype als Kommunikationsmuster, teilen damit unsere Begeisterung und bilden uns dadurch ein Urteil. Der Effekt der Übertreibung dient dazu, Aufmerksamkeit zu erlangen, wobei die Medien die Plattform – also die moderne Bühne – darstellen.“

Die Veröffentlichung von Prognosen sei zwar mit einem gewissen Risiko verbunden, dennoch müssten die strategischen Ziele kommuniziert werden. „Modernes Marketing kennt diese Mechanismen und bedient sich dieser auch. Dies geschieht bewusst oder unbewusst“, weiß Microsoft Manager Leitensmüller. „Die Erfahrungen zeigen, dass Prognosen von Experten häufiger falsch sind als

die von Nicht-Experten. Spezialistentum macht zukunftsblind“, ist Wolfgang Leindecker von Nextira One überzeugt. Technologie könne aber die Distanz zwischen Menschen verringern.

Der größte Luxus der Zukunft werden nach Meinung von Zukunftsforscher Reiter jedoch Dateninseln sein – „wo wir uns einfach ausklinken können“. Fernab aller Technik. Ob Flop oder Top.

**ONE
BUSINESS**
HOTLINE
0800 699 999

one

NEU BEI ONE:

MOBILE OUTLOOK

MIT PUSH E-MAIL.



SCHON AB €

9,83

PRO MONAT/EXKL. UST
INKL. 30 MB DATENPAKET

**PUSH
E-MAIL**



QTEK 9100

MICROSOFT® WINDOWS MOBILE™ 5
MIT POCKET PC OBERFLÄCHE

€ 125,-*

EXKL. UST

* Bei Anmeldung zu einem Business-Tarif. 24 Monate Kündigungsverzicht/18 Monate Kündigungsverzicht Datenpaket.

YOU'VE GOT MAIL!

Wo immer Sie gerade sind: Mit **MOBILE OUTLOOK** nutzen Sie unterwegs und im Büro alle Vorteile von Microsoft Outlook ohne eigenen Exchange Server. Mit höchsten Sicherheitsstandards, maßgeschneiderter Funktionalität und optimaler Kosteneffizienz.

GUTE GESCHÄFTE BRAUCHEN GUTE VERBINDUNGEN.

euonet
communication guaranteed

Microsoft

MOBILE OUTLOOK IST IN ALLEN ONE WORLDS VERFÜGBAR.

DIE PERFEKTE LÖSUNG FÜR KLEINE UNTERNEHMEN.

Nehmen Sie Ihr Büro einfach mit und genießen Sie mit ONE volle Mobilität:

- E-Mails automatisch empfangen (Push E-Mail)
- Kontakte abrufen
- Kalender bearbeiten

Technologie

Dribbling im Datennetz

Zwei Monate vor der Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland laufen die letzten Vorbereitungen. Die zwölf Stadien sowie die offiziellen WM-Quartiere werden mit modernsten Kommunikationsnetzen ausgestattet. Ein dreistelliger Millionenbetrag wird dabei investiert.

Thomas Jäkke Frankfurt

Sharif Touré dürfte der erste Star der Fußball-WM in Deutschland sein, noch bevor der Anstoß zum Spiel der weltbesten Ballesterer am 9. Juni erfolgt. Und das hat einen Grund. Touré spielt für WM-Neuling Togo, ist 23 Jahre alt. Nichts Außergewöhnliches, würde Touré nicht in der siebten Liga (!) in Deutschland dem Ball nachjagen. Ein Fußball-Märchen. Eine Geschichte so richtig nach dem Geschmack der Journalisten.

Damit die Storys auch den Weg aus den WM-Stätten in die weite Welt finden, hat der Weltfußballverband Fifa mit Technologie-Unternehmen, darunter die Deutsche Telekom (mit ihren Töchtern T-Systems und T-Com) sowie der US-Telekom-ausrüster Avaya, Partnerschaften geschlossen. Dreistellige Millionenbeträge blättern die Technologiepartner der Fifa dafür auf den Tisch.

„In den zwölf Stadien und an etwa 70 Orten, wie den offiziellen Hotels, wird der Einstieg in ein geschlossenes Datennetz möglich sein“, sagt Andrea Rinnerberger, bei Avaya verantwort-



Die Premiere des neuen Frankfurter WM-Stadions mit Cabrio-Dach fiel im Vorjahr fast ins Wasser. Bei der Datenkommunikation soll das nicht passieren. Eifrig wird derzeit getestet. Foto: DPA/Dedert

lich für das Fifa-Programm. In den Stadien gibt es gleich mehrere Ports, die Sprache, Daten aus dem Internet und Fifa-Netz sowie E-Mail und Fax über ein IP-Netz befördern.

Bis zu 35.000 Telefonnebenstellen können so mit einer eigenen Nummer eingerichtet werden. Über etwa 8.000 WLAN-Anschlüsse können die Nutzer auch mobil, also mit Laptop oder PDA, die Datendienste nutzen. Der Vorteil: Die Teilnehmer bekommen eine Nummer. Wechseln sie während des Turniers den Ort, behalten sie ihre Nummer. Bei 15.000 Journalisten, die zur WM anreisen, bringt das einiges an Vereinfachung. Über Gateways gelangt man aber auch nach „draußen“, ins herkömmliche Telefonnetz.

Abdichten gegen Hacker

„Sicherheit hat oberste Priorität“, sagt Doug Gardner, Managing Director von Avaya für das Fifa World Cup-Programm, der bereits bei der Fußball-WM in Japan und Korea vor vier Jahren für das dortige IP-Netz verantwortlich war. Im Media Lab in Frankfurt testet Avaya derzeit noch die Technologie, die in den kommenden Wochen in den WM-Stadien errichtet wird.

Im Test werden auch Netzangriffen durchsimuliert. Aus gutem Grund. Im Vorjahr, beim Fußball-Confederations Cup, zählte die Deutsche Telekom sage und schreibe 2.000 Netzangriffen von Hackern in nur einer Woche. Außerdem hat Avaya eine Ausfallsicherheit von 99,99 Prozent garantiert – bei vier Wochen WM-Turnier wäre das theoretisch eine Stehzeit von etwa 254 Sekunden. Theoretisch, betont man bei Avaya. Fällt ein Server aus, so wer-

den die Datenströme umgeleitet. Sollte doch der Extremfall eintreten, dann hagelt es eine Vertragsstrafe, deren Höhe Avaya-Managerin Rinnerberg aber nicht nennen wollte. Von München aus wird das Datennetz zentral gewartet. Für den Extremfall einer Komplettstörung übernimmt ein Rechenzentrum in Carlton im US-Bundesstaat Texas die Steuerung des IP-Netzes.

Avaya hat der Fifa für das WM-Engagement 100 Mio. US-Dollar hingeblättert. 60 Mio. US-Dollar wurden im Zuge der Technologiekooperation in die Ausstattung der zwölf Stadien investiert. 40 Mio. US-Dollar Cash zahlt Avaya direkt an die Fifa, um das Firmen-Logo als Bandenwerbung platzieren zu können. Damit wolle man die Marke pushen. Nur neun Prozent kennen erst das Unternehmen Avaya, das aber nicht im Endkundengeschäft tätig ist.

Bilder von Sharif, falls der Stürmerstar aus Togo ein Tor schießen sollte, werden während des Spiels nur via TV live gesendet. T-Com bietet dabei für Fernsehredakteure sogar Spielszenen aus verschiedensten Positionen individuell an. Fotografen hingegen dürfen nach derzeitigem Stand während des Spiels ihre Fotos nicht verschicken oder gar ins Internet stellen. Nicht die Technik, sondern das Fifa-Reglement macht dabei einen Strich durch die Rechnung. Fotos dürfen erst nach dem Abpfiff eines Spiels verschickt werden.

Warenkorb

● **Flache Maus.** Eine Computer-Maus muss nicht aussehen wie der gleichnamige Nager. Sonys neueste, 70 Gramm schwere Maus mit dem sexy Namen SMU-WM10 ist drahtlos und dockt ohne Treiberinstallation mittels USB-Sender an Laptops an. Der Sender kann bei Nichtbenutzung in die Maus gesteckt werden und nimmt keinen zusätzlichen Raum ein. Die Sendereichweite beträgt einen Meter. Mit einer Batterie soll die Maus mehr als zwei Monate intensiver Nutzung überdauern. Foto: Sony



● **Fifa-Xbox.** Microsoft verkauft anlässlich des FIFA World Cups mit seinen Partnern Adidas und Electronic Arts eine „Limited Edition“-Version der Xbox 360. Neben einem entsprechend designten Konsolen-Cover, Controllern und dem Spiel 2006 FIFA World Cup werden auch diverse Memorabilia beigelegt. 10.000 Stück der FIFA-Xbox werden gefertigt. Preis: unter 400 Euro.

● **Leiser iPod.** Neue iPods können mittels Software Update um eine Funktion ergänzt werden, die eine maximale Lautstärke festlegt. Diese wird persönlich adjustiert und soll Hörschäden entgegenwirken. Zuletzt häuften sich die Meldungen, laut eingestellte MP3-Player würden bei der „Generation iPod“ zu verminderter Hörleistung führen. Auf Wunsch lässt sich die Maximallautstärke mit einem Code sperren, sodass Eltern ihre Kinder am Hören mit voller Lautstärke hindern können.

● **Mehr Platz.** Buslink hat das Flashdrive mit dem größten Speichervolumen weltweit auf den Markt gebracht. Der USB-Stick „Flashdrive Pro II“ fasst nicht weniger als 64 Gigabyte. Rund 5.000 US-Dollar müssen Käufer dafür auf den Tisch blättern. Der erweiterte Speicherplatz wird nicht nur mit Geld, sondern auch mit einem etwas größeren als gewohnten Formfaktor verkauft. Foto: Buslink



Spielplatz

Kein Stress im Cyberspace

Von zu Hause aus Englisch lernen, ohne lange Anfahrt oder Stress? Ist ein Laptop vorhanden, muss man morgens nicht einmal das Bett verlassen. Der Traum der Bequemeren scheint mit den „Clever Classes“ von Cleverlearn Wirklichkeit geworden zu sein. Alles, was der User dafür braucht, sind Mikrofon, Lautsprecher, Computer und Internet-Zugang. Nachdem der Lernwillige sich online auf www.cleverlearn.com begeben hat, um sich anzumelden, seine Bankkontodaten anzugeben und das Installationsprogramm herunterzuladen, kann das Programm gestartet werden. Bis es so weit ist, bedarf es hingegen sehr viel Geduld und guter Englischkenntnisse, bessere, als der virtuelle Unterricht danach vermitteln kann. Nach dem Log-in wird der Benutzer sofort in ein „Klassenzimmer“ gesteckt, in dem sich weitere Teilnehmer und ein Trainer befinden. Alle Funktionen kann der Lernwillige zuvor in kleinen Demos erlernen. Die Lern-Session selbst besteht darin, dass der Lehrer seine Zöglinge motiviert, animierte Bilder zu beschreiben und Fragen zu beantworten, die er auf einer virtuellen Tafel hinterlässt. Erlaubnis zu sprechen erteilt ausschließlich der Lehrer. Die Schüler können sich aber auch mittels Chat-Feld mit jedem anderen Teilnehmer unterhalten. Das Programm ist zurzeit leider nur für Sprachanfänger geeignet. Die ruckhafte Stimmausgabe und die langen Wartezeiten zwischen den Dialogen lassen darauf schließen, dass die Technik leider noch nicht sehr ausgereift ist. **economys Fazit:** Die virtuelle Lern-Session in den Clever Classes kann der Englischkonversation im realen Klassenzimmer bislang nicht das Wasser reichen. *Iris Denk* Foto: Cleverlearn.com



Special Innovation

Harald Trost: „Spracherfassung ist ein großer Zukunftsmarkt, auch wenn die Systeme heute noch hohe Fehlerquoten aufweisen. Wir wollen den Diktierprozess verbessern und auf weitere Sprachen anwenden“, erklärt der Professor an der Medizinuni Wien.

Computer, schnell zum Diktat bitte

Ernst Brandstetter

Wenn amerikanische Ärzte ihre Befunde demnächst kostengünstiger und mit weniger Fehlern zu Papier bringen, verdanken sie das den Forschungsarbeiten des Instituts für Signalverarbeitung und Sprachkommunikation an der Technischen Universität Graz, dem Österreichischen Forschungsinstitut für Artificial Intelligence (ÖFAI) und Philips Speech Recognition Systems, die neue Technologien zur professionellen Spracherkennung in Österreich entwickeln. Worum es dabei geht, schildert Professor Harald Trost vom Institut für medizinische Kybernetik und Artificial Intelligence an der Medizinuni Wien.

economy: *Kann man jetzt endlich Worte in den Computer diktieren und erhält dann einen weitgehend fehlerfreien Text?*

Harald Trost: Ganz so ist das nicht. Die Fehlerquote schwankt zwischen zehn und 30 Prozent, das heißt jedes dritte bis zehnte Wort ist falsch. Das ist zwar enorm viel, aber die Rohübersetzung durch den Computer stellt dennoch eine echte Rationalisierung in Bereichen dar, wo viel diktiert wird. Den Hauptmarkt unseres Partners Philips bilden die USA, wo der größte Dienstleister, der für Krankenhäuser die Abfassung der Be-



Der wichtigste Markt für Spracherkennung ist die Aufbereitung medizinischer Diagnosen. Verwendet werden die Systeme vor allem in den USA. Foto: Philips

richte durchführt, das Philips-System verwendet. Unser Ziel ist eine deutliche Verbesserung der Leistung bei der Spracherkennung, also eine Senkung der Fehlerquote auf fünf bis 20 Prozent.

Wie lässt sich das machen?

Um die Performance zu verbessern, braucht man eine große Menge von Daten. Das Projekt Sparc (Semantic Phonetic Auto-

matic ReConstruction of dictations) setzt hier an zwei Stellen an – einerseits an der Verbesserung der Spracherkennung, andererseits an der semantischen Umsetzung des Gesagten. Dabei vergleicht man die Rohfassung mit der späteren Endfassung, das nennt man Alignment. Wo sich das System „verhört“ hat, etwa wenn „Boot“ statt „Brot“ geschrieben wird, wird korrigiert. Zweitens muss bewertet werden, wie mit

bestimmten Formulierungen im Text umgegangen wird, beispielsweise dass statt Milligramm immer mg geschrieben wird oder dass es für Datumsangaben ein bestimmtes Format gibt.

Was macht Sparc also konkret?

Tatsächlich Gesprochenes wird anhand der Rohfassung der Transkription im Vergleich mit dem fertigen Dokument rekonstruiert. Hier arbeiten alle

Steckbrief



Harald Trost ist a.o. Professor am Institut für medizinische Kybernetik und Artificial Intelligence der Medizinuni Wien.

Foto: Andy Urban

Partner in ihren jeweiligen Spezialbereichen zusammen. Das Ergebnis dieser Arbeit kann verwendet werden, um die Diktiersysteme besser zu trainieren.

Wie groß ist der Bedarf an derartigen Systemen?

Spracherkennung ist ein riesiger Markt der Zukunft. Hauptmärkte sind die Medizin und der juristische Bereich, wo viel diktiert wird. Derzeit funktioniert das System nur auf Englisch und im medizinischen Sektor, weil jeder Beruf natürlich auch seine eigenen Fachausdrücke und Formulierungen hat. Unser Ziel ist es, das System später auch auf andere Sprachen und Applikationen auszuweiten.

Von der Sprache zu Bit und Byte

Bis Juni läuft die dritte Ausschreibung im Rahmen des Technologieförderprogramms Fit-IT.

Österreich befindet sich in einer sehr guten Ausgangslage, um hochinnovative semantische Technologien zu entwickeln. So gibt es im Inland sowohl die nötige Expertise im Bereich von Softwaretechnologien, logischen Systemen und Techniken der Artificial Intelligence als auch eine breite wirtschaftliche Basis. Mit rund 120.000 Mitarbeitern erwirtschaftet der Bereich Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) jährlich 15,5 Mrd. Euro Umsatz und liegt mit einem Anteil von sechs Prozent am BIP gleichauf mit der Tourismuswirtschaft.

Am 27. März 2006 startete das Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Bmvit) die bereits dritte

Ausschreibung der Programmlinie „Semantische Systeme und Dienste“ im Technologieförderprogramm Fit-IT mit einem Volumen von drei Mio. Euro. Inhalt der Ausschreibung sind visionäre kooperative Forschungsprojekte im Bereich Semantische Systeme und Dienste mit dem Ziel signifikanter Technologiesprünge sowie Dissertationsstipendien und Begleitmaßnahmen.

Große Projektvielfalt

Nach den ersten zwei Ausschreibungen verfügt Fit-IT mit dem Schwerpunkt Semantic Systems über ein hochinteressantes Portfolio an Projekten zur Erforschung neuer semantischer Technologien. „Diese Breite ist auch notwendig, um

das Potenzial im Bereich neuer semantischer Technologien in Österreich voll auszuschöpfen“, erklärt Erich Prem, Programm-Manager von Fit-IT.

Neben Sparc stellt Prem die Projekte Onto UCP, Allright, Semcrypt und TCS in den Vordergrund. Bei Onto UCP entwickeln Siemens Österreich und die TU Wien ein neues Kommunikationsprotokoll, das sowohl von Maschinen als auch Menschen verstanden wird. Allright beschäftigt sich mit Wissensmanagement, basierend auf Informationen, die über das Web zugänglich sind. Das Projekt Semcrypt zielt auf die Entwicklung neuer Methoden zur Verschlüsselung von XML-Dokumenten ab, die ermöglichen sollen, dass die Da-

ten beim Nutzer und nicht schon auf dem Server entschlüsselt werden müssen. TSC schließlich beschäftigt sich mit neuen Kommunikationsmöglichkeiten in einem semantischen Web.

Prem: „Die dritte Ausschreibung versucht, semantische Technologien als echte informativische Kerntechnologien zu positionieren. Unsere Experten sollen zeigen, dass die Forschung in diesem Bereich nicht einfach nur im Schreiben guter Software besteht, sondern dass es echte semantische Verfahren und Techniken gibt.“

Das Programm soll Unternehmen motivieren, ein wenig über den typischen Entwicklungshorizont von ein bis zwei Jahren hinauszugehen. *bra*

Info

● **Fit-IT.** Seit 2002 wurden im Technologieförderprogramm Fit-IT des Bmvit rund 60 Projekte mit einem Fördervolumen von über 30 Mio. Euro unterstützt. Die bisher geförderten Projekte wurden mit einer Durchschnittssumme von jeweils 427.000 Euro unterstützt.

● **3. Ausschreibung.** Die Einreichfrist für die aktuelle Ausschreibung zu Semantic Systems endet am 6. Juni 2006, 12 Uhr. Interessenten wenden sich an Programm-Management eutema, Dr. Erich Prem, Dr.-Karl-Lueger-Ring 10, A-1010 Wien, info@fit-it.at, Tel. 01/524 53 16. Nähere Details sind unter www.fit-it.at zu finden. Die Abwicklung der geförderten Projekte erfolgt durch die Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft (FFG).

Special Innovation

Schmucke Erfolge mit mobiler Kundschaft

Ein erster großer Feldversuch mit Handy-Kundenkarte brachte hervorragende Ergebnisse.

Ernst Brandstetter

Wer sich in Graz-Jakomini auf die Suche nach einem Schmuckstück begibt, landet häufig bei einer Adresse: Pachleitner in der Kastelfeldgasse. Stammkunden kommen neuerdings auch wie von einem unsichtbaren Magneten angezogen – der innovativsten mobilen Marketingschiene in Österreich, entwickelt vom Grazer Evolaris Research Lab.

„Durch unsere Kundenkarte auf dem Handy stieg die Frequenz der Stammkundenbesucher im vergangenen Jahr um 52 Prozent“, freut sich Michael Ksela, einer der Vorstände von Evolaris. Zusätzlich konnte Pachleitner den Neukundenzuwachs gegenüber dem Vorjahr um 125 Prozent steigern, und der Umsatz



Kunden von Pachleitner erhalten für ihr Handy maschinenlesbaren 2D-Code – in Form eines Kästchens, das aus unterschiedlichen Quadraten zusammengesetzt ist. Foto: Evolaris

verzeichnete ein Wachstum im zweistelligen Bereich, während der Branchenschnitt nur bei drei Prozent Wachstum lag.

Alle Stammkunden von Pachleitner erhielten im Rahmen der Einführung der Handy-Kundenkarte eine personalisierte Direct Mail mit der Aufforderung, sich für den Pachleitner-Mobee Circle (Vorteilsclub) mit ihrer Mobiltelefonnummer zu registrieren. Drei Formen der Anmeldung waren möglich: per SMS, Internet oder Telefon.

Rabatt für den Einkauf

Nach erfolgreicher Registrierung erhielten die Stammkunden einen Rabatt-Gutschein für einen Einkauf in Form eines 2D-Codes aufs Handy. Dieser Gutschein kann im Geschäft über ein eigens entwickeltes Lesegerät, die Mobee Station, eingelöst werden. Teilnehmer des Mobee Circle werden per Nachricht daran erinnert, den Gutschein einzulösen, und ihnen wird eine Reihe von weiteren Vorteilen kommuniziert, etwa Einladungen zur Weihnachtsausstellung und zum Brunch.

Das System wird auch für die Suche nach Neukunden eingesetzt. Im Rahmen eines „Member get Member“-Bonus-Systems erhalten Stammkunden, die einen Neukunden werben, einen weiteren Rabatt-Gutschein, sobald der Neukunde einen Einkauf getätigt hat. Letzte-



Die Daten der mobilen Kundenkarte werden an der Mobee Station eingelesen und sind dann für das CRM-System bei Pachleitner verfügbar. Foto: Evolaris

re werden ebenfalls Mitglied im Pachleitner-Mobee Circle und aufgefordert, weitere Neukunden zu generieren. Ksela: „Eine mit der Einführung gekoppelte Marktforschung hat gezeigt,

dass Personen der Altersgruppe unter 40 die mobile Kundenkarte automatisch ‚toll‘ gefunden haben.“ Ältere Kunden verhielten sich in diesem Zusammenhang vor allem nutzenorientiert.

Was die mobile Kundenkarte auf jeden Fall bringe, sei die Verjüngung und Dynamisierung einer Marke, folgert Ksela aus den Ergebnissen der Untersuchung.

Michael Ksela: „Mobiles Marketing funktioniert, wenn es richtig gemacht wird. Man muss aber die Rahmenbedingungen genau kennen und einhalten, dann erhält man direkten Zugang zu den Menschen.“

Erfolge über das „Lückenmedium“

economy: Wie funktioniert die mobile Kundenkarte?

Michael Ksela: Die Kunden erhalten für ihr Handy einen 2D-Code, weil die gängigen Strichcodes fürs Handy nicht geeignet sind. Dieser maschinenlesbare Code ist auch im CRM (Customer Relationship Management)-System des Unternehmens verfügbar und stellt die Verbindung zwischen Kunden und Unternehmen dar. Damit braucht man einerseits keine Kundenkarte mehr, die nur die Brieftasche dick macht, sondern hat auch eine Menge Vorteile, die der mobilen Kommunikation entspringen.

Was meinen Sie damit?

Kein Gerät ist so nah am Menschen wie das Handy – es ist sozusagen ein verlängerter Körperteil. Anders als normale

Kundenkarten, bei denen die Kommunikation auf dem Postweg oder bestenfalls per E-Mail erfolgt, unterstützt die mobile Kundenkarte auf dem Handy auch interaktive Kommunikation. So ist ein direkter Kontakt mit den Kunden möglich.

Wie sieht das rechtlich aus?

Hier fließen drei Bereiche zusammen, die alle sehr sensibel sind: Marketing, Informationstechnologien und Recht. Man muss sowohl die wettbewerbsrechtlichen Bestimmungen als auch die Regelungen des Telekommunikationsgesetzes einhalten. Aus unserer Erfahrung wissen wir, dass mobile Kampagnen rechtlich genau stimmen müssen, dafür gelangen sie aber auch direkt zum Menschen.

Was ist das Besondere an Handy-Kampagnen?

Mobiles Marketing funktioniert nicht hierarchisch, sondern eingebettet in das Umfeld. So ist beispielsweise das Handy ein Lückenmedium. Es wird unter anderem genutzt, um Pausen oder Wartezeiten zu überbrücken. Außerdem ist das Handy orts-

sensitiv. Eine Botschaft bringt nur etwas, wenn sie im räumlichen Umfeld angesiedelt ist. Die Verantwortlichen für das Marketing der Unternehmen müssen daher lernen, die Interaktivität zu planen, damit alles stimmt.

Wie wirkt sich das auf die Kundenbeziehungen aus?

Mobiles Marketing ist ein sehr komplexes Thema. Hier verschmelzen Marktforschung und markenbildende Elemente zu einer neuen Qualität. Der Vorteil dabei ist die extreme Individualisierung, weil man Zugang zum Menschen selbst erhält. Aber die Dinge im Umfeld müssen erfahren werden, damit es funktioniert. Wer glaubt, sich einfach eine billige SMS-Kampagne kaufen zu können, ohne seine Ziele genau zu kennen, wird keinen Erfolg haben. *bra*

Steckbrief



Michael Ksela ist Vorstand der Evolaris Privatstiftung.

Foto: Evolaris

Info

Die Evolaris Privatstiftung startete als Evolaris Research Lab im Jänner 2001 als Träger eines Kompetenzzentrums im Rahmen des „K-ind“-Programms des BMW. Durch dieses Programm wurde die Finanzierung von Forschungs- und Entwicklungsvorhaben bis 2007 sichergestellt. 2004 wurde das Evolaris Customer Experience Lab eröffnet, das sich mit der Analyse von webbasierten und mobilen Anwendungen beschäftigt. Anfang 2005 schließlich wurde das Evolaris Research Lab II mit den Schwerpunkten Medien und mobile Kommunikation ins Leben gerufen.

Evolaris bietet den Kunden Forschung und Entwicklung auf internationalem Spitzenniveau. Derzeit arbeiten bei Evolaris 25 wissenschaftliche Mitarbeiter – Telematiker, Informatiker, Psychologen, Betriebswirte und Juristen –, die gemeinsam einen Know-how Pool mit umfassender Kompetenz bilden. Das so gewonnene Umsetzungs-Know-how fließt wieder zurück in das Research Lab sowie in Forschung und Entwicklung.

www.evolaris.net

Special Innovation

Erfolgserlebnis im Kreislaufsystem

Wie die Paul Hartmann-Gruppe mit IBM ihre Kundenbeziehungen optimierte.

Ernst Brandstetter

Mit einem Umsatz von 1,2 Mrd. Euro gehört die Paul Hartmann-Gruppe zu den führenden Unternehmen für Medizin- und Hygieneprodukte in Europa. Gerade im hart umkämpften Gesundheitsmarkt spielen Pflege und der Ausbau der Kundenbeziehungen eine zentrale Rolle.

Im Krankenhaus sind Präzision und Sicherheit vorrangig. Verbrauchs- und OP-Material müssen immer in ausreichendem Maß und rechtzeitig zur Verfügung stehen, wenn der Betrieb nicht stocken oder Patienten nicht in Gefahr geraten sollen. Preis, Lieferfähigkeit und das Eingehen auf die Bedürfnisse der Kunden entscheiden hier über den Erfolg eines Lieferanten.

Rund 9.500 Mitarbeiter beschäftigt Hartmann derzeit in 38 Ländern. Das Lieferspektrum umfasst Produkte für medizinische Versorgung, wie beispielsweise Kompressen, Wundauflagen, Pflaster und Verbände, Produkte für den OP-Bedarf, medizinische Handschuhe, Fieberthermometer und Blutdruckmessgeräte sowie Erzeugnisse für Pflegeversorgung und Hygiene für den Endverbrauchermarkt. Um Kunden und ihre Bedürfnisse besser zu verstehen, adäquate Kontaktkanäle anzubieten und damit die Rentabilität von Kundenbeziehungen zu verbessern, wurde deshalb in den vergangenen Jahren eine CRM (Consumer Relationship Management)-Software von SAP implementiert und mit IBM Business Consulting Services ein CRM-Strategieprojekt gestartet.



Mit einem umfassenden Produktsortiment und 9.500 Mitarbeitern weltweit gehört Hartmann zu den führenden Unternehmen für Medizin- und Hygieneprodukte in Europa. Foto: Hartmann AG

Fünf Punkte standen im Mittelpunkt des Projekts, erklärt Frank Borchardt, CRM-Projektleiter der Paul Hartmann AG: Entwicklung eines gemeinsamen CRM-Verständnisses, Erarbeitung der anzustrebenden Fähigkeiten im Markt, aus denen sich die notwendigen Handlungsschwerpunkte ableiten lassen, Entwicklung von Lösungs-

konzepten, das Hineintragen von CRM in die Organisation, wobei auch die notwendige Akzeptanz abzusichern war. Letzter Punkt schließlich: Nutzenermittlung und Darstellung für CRM.

Detaillierte Strategie

Die CRM-Gesamtstrategie wurde dafür aus der Unternehmensstrategie abgeleitet. Bor-

chardt: „Beispielsweise wird das Unternehmensziel ‚zielgruppenorientiertes Handeln‘ sowohl durch die strategisch definierten Unterscheidungen auf Basis von Kundenwert- und Potenzialanalysen bestimmt als auch durch die Tourenplanung eines Außendienstmitarbeiters, die sich an Umsätzen, Absätzen, Deckungsbeiträgen und Schwer-

punkttenden der Kunden orientiert.“ Daher wurden die CRM-Anforderungen auch gemeinsam mit den Verantwortungsträgern in Vertrieb und Marketing erarbeitet.

Die ermittelten Verbesserungsansätze wurden anschließend auf ihren Nutzen hin analysiert. „Der Nutzen von CRM ist aufgrund der Komplexität der Einflussfaktoren nur sehr schwer einschätzbar. Weder in der Praxis noch in der Wissenschaft gab es bislang anerkannte Verfahren, die eine fundierte Nutzenabschätzung ermöglichen“, erläutert Borchardt die Hürden der Erfolgskontrolle von CRM.

IBM hat hier eine Methodik entwickelt, mit der die Zusammenhänge der Einflussfaktoren von CRM sichtbar werden und die unter dem Begriff „Systems Dynamics“ bekannt ist. Dabei werden Ursache-/Wirkungs-Zusammenhänge als Kreislaufeffekte verstanden, die sich selbst verstärken können. So wurde beispielsweise bei Hartmann folgender Zusammenhang erkannt: Wird ein tatsächlicher CRM-Erfolg von den Mitarbeitern wahrgenommen, steigt deren Bereitschaft, das CRM-System zu nutzen. Dies wiederum führt zu einer Vergrößerung der Datenmenge und damit auch zu einer besseren Qualität der Informationen im System, wodurch sich zum Beispiel die Güte der Segmentierung und damit wiederum die Wahrscheinlichkeit eines erfolgreicherer Einsatzes des CRM-Systems erhöht – ein sich selbst verstärkender Regelkreis.

Axel Preiss: „Was nützt es, ein CRM-System einzuführen, wenn Verhalten und Einstellung von Managern und Mitarbeitern dadurch nicht beeinflusst werden?“, fragt der Leiter von IBM Business Consulting Österreich.

Die Strategie macht den Unterschied

economy: Wenn man nach CRM (Customer Relationship Management) fragt, erhält man meist eine Vielzahl von Antworten, die darauf hinauslaufen, dass CRM die ganze Arbeit im Unternehmen umfasst. Was ist CRM wirklich?

Axel Preiss: Wer die Begriffe „CRM“ und „Failure“ in eine Internet-Suchmaschine eingibt, erhält etwa 70.000 Antworten. Es wird also langsam Zeit, dass wir uns fragen, warum so viele Projekte nicht von Erfolg gekrönt sind. Am Anfang muss immer die Definition einer von der Geschäftsleitung getragenen CRM-Strategie als Ausgangspunkt aller organisatorischen und technischen Maßnahmen stehen.

Und dann kommt schon die Technik?

Tatsächlich zeigt sich, dass CRM-Initiativen häufig von Technologien, nicht von Strategien geprägt sind. Was nützt es aber, ein CRM-System einzuführen, wenn Verhalten und Einstellung von Managern und Mitarbeitern dadurch nicht beeinflusst werden? Wir gehen daher einen anderen Weg: Um CRM auch für die betroffenen Mitarbeitergruppen erlebbar zu machen, werden Pilotprojekte initiiert, die zeigen, wie CRM wirkt.

Wie funktioniert das?

Das bedeutet, dass über eine CRM-Strategie die Geschäftsprozesse an der Wertschöpfungs-

kette ausgerichtet und mit begleitendem Change Management die erforderlichen Maßnahmen umgesetzt werden.

Die IT wird dabei als flexibles Medium zur Unterstützung der Kundenkontakte genutzt.

Welche Anforderungen stellt CRM an Unternehmen und Mitarbeiter?

Hohe Anforderungen werden an die Prozess- und Multikanalintegration gestellt. Es geht dabei um die Echtzeit-Abbildung von zeitlich parallelen und oft an verschiedenen Orten ablaufenden Geschäftsvorgängen – die Organisation und die IT-Infrastruktur des Unternehmens müssen diese Abläufe bewältigen können, noch während sie im Gange sind. Wichtig ist eine vollständige Kontakt-historie. Damit kann ein Kunde nicht von unterschiedlichen Mitarbeitern auf das gleiche Thema

angesprochen oder ein Mitarbeiter von einer bereits durchgeführten Reklamation überrascht werden. Die IT bildet dabei die Basis für alle Maßnahmen zur Verbesserung der Prozesse des CRM, doch das geht nur, wenn die Mitarbeiter es auch unterstützen.

Und die Komplexität ist dann auch der Grund für die vielen Fehlversuche, von denen Sie anfangs gesprochen haben?

Das ist natürlich ein komplexer Prozess und auch der Grund, warum ein End-to-end-Anbieter wie wir Vorteile hat. Aber ich möchte nicht unerwähnt lassen, dass die Internet-Suche bei der Eingabe „CRM“ und „Success“ noch immer mehr positive Antworten ergibt. *bra*

Steckbrief



Axel Preiss ist Leiter von IBM Business Consulting Österreich.

Foto: IBM

Special Innovation

Jede Menge Potenzial im Mittelstand

25 Prozent der Klein- und Mittelunternehmen setzen sich bereits mit CRM auseinander.

Ernst Brandstetter

Wenn es um modernes Customer Relationship Management (CRM) geht, denken Unternehmer häufig an hohe Investitionen, denen kein greifbarer Return gegenübersteht. „CRM ist nicht immer nur eine Frage der Kosten“, entgegnet Wolfgang Schuckert, Managing Director bei SAP Österreich. Schuckert sieht gerade in Österreichs mittelständisch geprägter Wirtschaft ein enormes Potenzial für CRM. Zurzeit setzen sich rund 25 Prozent der Klein- und Mittelunternehmen mit derartigen Systemen auseinander.

Bei CRM geht es prinzipiell darum, kundenorientierte Geschäftsprozesse durchgängig abzubilden. Die Systeme müssen zudem das Kundenmanagement von Anfang bis Ende unterstützen können. Durch die Koordination aller kundenbezogenen Aktivitäten, wie zum Beispiel Auftragsabwicklung, Versand, Rechnungslegung und Zahlungseingang, wird dann eine nahtlose Abwicklung sämtlicher Aufgaben über Abteilungsgrenzen hinweg ermöglicht.

Know-how sichern

Weiters müssen alle relevanten Kundendaten des Unternehmens als Voraussetzung



Bei CRM geht es prinzipiell darum, kundenorientierte Geschäftsprozesse durchgängig abzubilden und das Know-how des Unternehmens zu sichern. Fotos: Bilderbox.com

für schnelle und erfolgreiche Entscheidungsprozesse an einer zentralen Stelle abrufbar sein. Schuckert: „Wichtigste Frage ist dabei die Erhaltung des Know-how, auch bei höherer Mobilität des Personals.“ Auch wenn Mitarbeiter das Unternehmen verlassen haben, muss beispielsweise nachvollziehbar

sein, welche Ansprechpartner bei einem Kunden wichtig sind, wie dort die Entscheidungsprozesse laufen und welche Anforderungen an den Lieferanten gestellt werden. Wer das mit Hilfe eines CRM-Systems professionell steuern kann, erreicht eine neue Qualität des Managements der Kundenbeziehungen.

Dazu gehört insbesondere, Kunden nicht zu verlieren, das ganze Portfolio eines Kunden auszuschöpfen, neue Kunden und Märkte zu erschließen und die Auswirkungen der Personalfuktuation zu begrenzen. Schlusspunkt ist dann die Effizienzkontrolle der Vertriebskanäle. Schuckert: „CRM hat viele

Soft Facts, die bei der Gestaltung der Kundenbeziehungen oft nicht ausreichend beachtet werden.

Vertriebsmanagement

Ein wesentlicher Teil jeder CRM-Lösung ist das Vertriebsmanagement. Hier liegt enormes Potenzial verborgen, das ohne entsprechendes CRM-System nicht erschlossen werden kann. Schuckert: „Wir haben bei Projekten immer wieder festgestellt, dass besonders in diesem Bereich Handlungsbedarf bei den Unternehmen besteht. Es kommt immer noch vor, dass es keine einheitliche Kundendatenbasis gibt und Informationen über Kunden, was sie für Produkte bestellen – und so weiter – in unterschiedlichen Systemen stecken oder gar nicht richtig durch EDV erfasst sind.“

Diese gemeinsame Datenbasis zu schaffen ist der erste Schritt. In weiterer Folge geht es sehr oft darum, dem Außendienst diese Daten auch mitzugeben, etwa auf einem Laptop. Aufgrund der Erfahrungen aus vielen Projekten wurde My SAP CRM speziell für Vertrieb und Analyse voreingestellt. Die Idee aus Österreich hat auch dem Konzern gefallen, und mittlerweile wurde daraus ein global verfügbares Package namens SAP Sales Express.

www.sap.com/austria

Georg Komornyik: „Kennen Sie einen Buchhalter, der nur jede zweite Rechnung verbucht? Kennen Sie einen Vertriebsmitarbeiter, der nur jeden zweiten Kundenbesuch im System erfasst? Genau das macht die Schwierigkeit von CRM-Projekten aus“, erklärt der CEO von IDS Scheer Österreich.

Wegweiser zur Kundenbindung

economy: Warum sind Customer Relationship Management (CRM)-Projekte derzeit so wichtig?

Georg Komornyik: CRM-Projekte haben heute einen bedeutenden Stellenwert für alle Unternehmen. Kundenbindungsprozesse und ein Kundenservice, der durch IT-Systeme unterstützt wird, sind zentrale Notwendigkeit, um in den vorhandenen Käufermärkten einen Vorsprung gegenüber den Konkurrenten zu haben. Trotz Anstrengungen der

Unternehmen scheitern CRM-Projekte oft bereits sehr früh.

Was ist das zentrale Problem dabei?

Im Endeffekt scheitern viele Projekte einfach daran, dass es nicht gelingt, die Mitarbeiter zu einer tatsächlichen Erfassung der Daten im System zu motivieren. Das ist für den Erfolg eines CRM-Projektes ähnlich fatal wie für ein Unternehmen, bei dem die Buchhalter nur jede zweite Rechnung verbuchen.

Wie kommt man dann zum optimalen CRM?

Vornehmlich ist es wichtig, die Vorteile und den persönlichen Nutzen von CRM-Lösungen für den einzelnen Mitarbeiter darzustellen. Jene, die das CRM Tool anwenden, müssen „ins Boot geholt“ werden. So sollte das Vertriebs- beziehungsweise Verkaufsteam bereits möglichst früh in das Projekt miteinbezogen werden. Sie brin-

Steckbrief



Georg Komornyik ist CEO von IDS Scheer Österreich.

Foto: IDS Scheer

gen wichtigen Input und lernen dabei auch wesentliche Kausalitäten des internen Workflows kennen.

Gibt es eine grundlegende Strategie für CRM?

Jedes Unternehmen ist anders.

Man muss nach der Analyse für alle Geschäftsfelder CRM-Ziele und Soll-Prozesse definieren. Zentrales Entscheidungskrite-

Wie wird der Prozess gesteuert?

Keine Analyse kommt ohne Kennzahlensystem aus. Unser Aris CRM Scout ist ein Wegweiser für die prozessorientierte Durchführung eines CRM-Projektes. Dabei wird auch ein System entwickelt, welches für das Unternehmen alle relevanten Informationen abbildet. Dieses System besteht aus dynamischen Kennzahlen (etwa Kundenwert oder Kundenbindungsrate) der Marketing-, Vertriebs- und Serviceprozesse. Es kann zum Bei-

spiel den Vertriebsmitarbeitern helfen, sich auf die wichtigen Kunden zu konzentrieren.

www.ids-scheer.at

Info

● **IDS Scheer.** Das Software- und Beratungshaus IDS Scheer entwickelt Lösungen für Geschäftsprozessmanagement in Unternehmen und Behörden. Mit der Aris Plattform für Process Excellence bietet IDS Scheer ein integriertes und vollständiges Werkzeug-Portfolio für Strategie, Design, Implementierung und Controlling von Geschäftsprozessen. IDS Scheer wurde 1984 von August-Wilhelm Scheer gegründet und betreut derzeit zirka 6.000 Kunden in über 70 Ländern mit eigenen Niederlassungen oder Partnern. Die IDS Scheer Gruppe erwirtschaftete 2005 nach vorläufigen Berechnungen einen Umsatz von etwa 318 Mio. Euro.

Das Special Innovation entsteht mit finanzieller Unterstützung von ECAustria. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

Wirtschaft

Anti-Werbung für Finanzplatz

Die Milliardenverluste der Gewerkschaftsbank Bawag und die um ein Drittel geringeren der Hypo Alpe-Adria haben den Finanzplatz Österreich international ins Gerede gebracht. Dennoch dominiert die Hoffnung, dass kein langfristiger Schaden bleibt und der Bawag-Verkauf erfolgen kann. Als ein Fixstarter dabei gilt die Deutsche Postbank.

Clemens Rosenkranz

„Gescheiterte Währungsspekulationsdeals in der Karibik zwingen zum Verkauf der österreichischen Bank“, steht im *Jamaica Observer* zu lesen. „Flöttl steht lokalem Handelsimperium vor“, schreibt *The Royal Gazette* auf den Bermudas. Dass sich die Medien in der Karibik so ausführlich mit der heimischen Gewerkschaftsbank Bawag beschäftigen, ist noch recht verständlich. Schließlich ist dem viertgrößten heimischen Finanzinstitut durch Spekulationsgeschäfte unter anderem über die karibische Steuerose Antigua ein Verlust von einer Mrd. Euro entstanden. Auch der Investor Wolfgang Flöttl, Sohn des langjährigen Bawag-Chefs Walter Flöttl, ist im Zuge der Affäre ins mediale Rampenlicht gerückt.

Zugleich wurde der Finanzplatz Wien durch die Bawag-Affäre und die Millionenverluste der Hypo Alpe-Adria (im geringeren Ausmaß) weit über die Grenzen der Republik hinaus bekannt. Angesichts dieser Publizität wäre es den für den Kapitalmarkt Verantwortlichen wohl lieber gewesen, wenn der Finanzplatz Österreich nicht auch noch in Ländern wie China oder Malaysia zumindest medial in aller Munde gewesen wäre. „Das hat dem Image des Finanzplatzes temporär sicher nicht gut getan, aber wenn nichts Nachhaltiges mehr zutage tritt, beruhigt sich die Lage rasch wieder“, hofft der Kapitalmarktbeauftragte Richard Schenz auf das Kurzzeitgedächtnis der Investoren.

Unkenrufe

Hinter vorgehaltener Hand zeichnen Branchenkenner ein etwas weniger rosiges Bild. Im schlimmsten Fall könnte die Causa Bawag den Kunden höhere Zinsen bescheren. Denn wenn im Ausland der Eindruck entstände, dass die österreichischen Institute generell und unabhängig von ihrer Performance als eher risikobehaftet gelten, könnte das ihre Refinanzierungskosten verteuern. Eine Konsequenz dürfte die Affäre jedenfalls haben: Prüfer und Aufsichtsbehörden werden die Bücher und die Geschäfte genauer unter die Lupe nehmen. Seit der Ankündigung des ÖGB,

die viertgrößte heimische Bank verkaufen zu wollen, haben sämtliche größere Finanzinstitute ihr Interesse an der Bawag bekundet. Denn organisch können sie in Österreich keine großen Wachstumssprünge mehr machen. Aber alle kaufbegierigen heimischen Großbanken, die das Geld hätten, um sich einzukaufen, bekämen kartellrechtliche Probleme, meinen Kenner der Verhältnisse. Ein großes Institut, das für die Bawag bietet, muss die Transaktion bei der EU zur Wettbewerbsprüfung anmelden, ein kleinerer Bieter zumindest in Österreich, meint die heimische Bundeswettbewerbsbehörde. Dies gilt auch für das Duo Wiener Städtische und Erste Bank, wobei der heimische Versicherungsriese im Versicherungsvertrieb über einen mehrjährigen Vertrag an die Erste Bank gebunden ist. Wenn es ein Angebot gibt, werden es Erste und Städtische gemeinsam legen, so die Überzeugung in Wiener Finanzkreisen. Ein Offert würde die Beziehungen zur BA-CA nicht berühren, beide haben gemeinsame Versicherungsbeteiligungen.

Zweiter Anlauf

Auch die Österreichische Volksbanken AG (Övab) ist an der Bawag interessiert, sie will offenbar im zweiten Anlauf doch noch zum Zuge kommen: Im Jahr 2000 hatte die Övab bei der Privatisierung der PSK mitgeboten und war nur knapp der Bawag unterlegen. Mit dabei war die deutsche Ergo-Versicherung, die bei der im Sommer anstehenden Bawag-Privatisierung wohl wieder gemeinsam antreten wird. Eines ist klar: In einem so frühen Verkaufsstadium ist es Usance, dass potenzielle österreichische Käufer grundsätzlich Interesse bekunden, zumindest so lange, bis keine Verkaufsdetails auf dem Tisch liegen.

Viel stiller verhalten sich dagegen vorerst mögliche Akquisiteure im Ausland. Hinter vorgehaltener Hand wird in Bankkreisen als einziger Fixstarter die Deutsche Postbank genannt, die ja sehr gut zur Bawag-PSK-Gruppe passen würde. „Das börsennotierte Unternehmen ist der einzige Fixstarter“, hören Banker schon das Gras wachsen. „Da dürfte



Die Deutsche Postbank mit Sitz in der ehemaligen deutschen Hauptstadt Bonn gilt bei Kennern der Szene als ein Fixstarter für den angelaufenen Verkauf der Bawag-PSK-Gruppe. Foto: Deutsche Postbank

es aber Sorgen geben, dass die Deutschen mit der preußischen Pickelhaube in Österreich Einzug halten.“ Auch der italienischen Unicredito, die gerade die HVB, die Mutter der BA-CA, übernommen hat, könnte die Bawag gut zu Gesicht stehen. Im Gespräch sind weiters die deutsche Commerzbank, der niederländische Finanzkonzern ING oder die GE Money, Tochter des US-Konzerns GE Capital. Einen Börsengang der Bawag kann sich niemand vorstellen. Da fehlt die Story für Investoren, heißt es mit Hinweis darauf, dass im Falle Bawag wenig Ostfantasie vorhanden ist, weil die Bank dort viel weniger stark ist als die heimische Finanzkonkurrenz. Die Bawag ist nur in Tschechien, der Slowakei, Ungarn und Slowenien vertreten. Großer Vorteil für die Bewerber aus dem Ausland: Ihnen bleiben anders als heimischen Großbanken, die zwar das Geld hätten, um sich einzukaufen, kartellrechtliche Probleme erspart.

Ausgespielt

Wer auch immer bei der Gewerkschaftsbank zum Zug kommt, wird kaum umhinkönnen, den Großteil der bankfremden Beteiligungen zu barer Münze zu machen. Das Filetstück dabei ist die Glücksspielbeteiligung der Bawag. Das Unternehmen ist mit 36,2 Prozent der größte Gesellschafter der

Österreichischen Lotterien. Als weniger gutes Fleisch gelten die Beteiligungen an der österreichischen Nationalbank. Gleiches gilt für die Schuhhandelskette Stiefelkönig, die die Bank nach finanziellen Turbulenzen 2003 übernommen hatte, die traditi-

onsreiche Klavierfabrik Bösendorfer oder die Elektrohandelskette Köck Cosmos. Für diese Beteiligungen wurden ebenso wie für den TV-Sender ATV+ schon vor dem Bekanntwerden der Verkaufspläne durch den ÖGB Interessenten gesucht.

GP designpartners

Seminar

Design als strategisches Tool für Marken- und Unternehmensentwicklung

Seminarinhalte:
Den Schwerpunkt dieses Seminars bildet die These, Design, als strategisches Tool eingesetzt, ist die Basis für den Unternehmenserfolg.

Teil 1 Marktsituation, Konsumenten und Markenwirkung
Teil 2 Zusammenhänge Corporate Identity, Corporate Design & Industrial Design
Teil 3 Anwendungsbeispiele: Design als Teil der Unternehmenspolitik vs. Design als Strategie, Entwicklungsprozesse

Teilnehmeranzahl:
6 Personen – das Seminar richtet sich an Personen aus Marketing, Produktentwicklung, Produktmanagement oder aus der Geschäftsleitung.

Termine:
Freitag, 28. April 2006 oder
Freitag, 19. Mai 2006 oder
Freitag, 9. Juni 2006

Dauer:
4 Stunden; jeweils von 14:00 bis 18:00 Uhr, anschließend get-together beim Buffet.

Ort:
Designloft von GP designpartners,
Schottenfeldgasse 63, 1070 Wien

Seminarbeitrag:
150,-; economy Abonnenten/-innen 120,- jeweils zzgl. 20% USt.
(Im Seminarpreis inkludiert sind Seminarunterlagen, Verpflegung und Zertifikat.)

Anmeldungen:
<http://gp.co.at/seminar> – Die Anmeldungen werden der Reihenfolge nach bearbeitet.

Wirtschaft

Notiz Block



Fusionsrausch erfasst Europa

Unter Europas Unternehmen ist ein Fusionsrausch ausgebrochen. Allein in den ersten Monaten 2005 wurden über 1.100 Deals mit einem Volumen von 231 Mrd. Euro angekündigt. Das ist viermal mehr als im Vergleichszeitraum 2004, so die Ratingagentur Standard & Poor's. In der deutschen Pharmabranche will Bayer den Mitbewerber Schering schlucken, der französische Telekommunikationskonzern Alcatel hat ein Offert für den US-Konzern Lucent vorgelegt. Umworben werden auch der spanische Stromriese Endesa (von der deutschen Eon um 29 Mrd. Euro) und der französische Versorgungskonzern Suez. Die größte Übernahme kam allerdings aus den USA: Der Telefonriese AT&T hat 67 Mrd. US-Dollar (54,7 Mrd. Euro) für Bell South geboten. Zu den Branchen, die am stärksten von der Fusionitis betroffen sind, gehörten Versorger, Pharma, Telekom, Grundstoffe und Medien.

Strombosse sagen Milliarden zu

Die deutschen Energieriesen haben der Regierung von Angela Merkel Milliardeninvestitionen in Kraftwerke und Stromleitungen zugesagt. Die Unternehmen wollen bis zum Jahr 2012 mehr als 30 Mrd. Euro in neue Erzeugungsanlagen und Netze investieren. Die Versorger hatten bisher von 20 Mrd. Euro gesprochen – allerdings bis 2010. Merkel erklärte, bis 2012 würden darüber hinaus bei den erneuerbaren Energien bis zu 40 Mrd. Euro Investitionen erwartet. Der Bundesverband Erneuerbarer Energien selbst teilte nach dem Energiegipfel in Berlin mit, es sei mit Investitionen in Höhe von 70 Mrd. Euro bis 2012 zu rechnen. Aufgeschoben wurde eine Entscheidung, wie es mit der Atomkraft weiter geht und ob die Meiler länger laufen dürfen als vereinbart.

Zigaretten: Boom beim Schmuggel

Fast jede vierte Zigarette in Wien ist geschmuggelt, im Österreich-Schnitt kommt fast jede fünfte Zigarette illegal ins Land. Laut einer Erhebung sind 18,1 Prozent der hierzulande konsumierten Glimmstängel unerlaubt ins Land gebracht worden. Den Trafiken entgegen dadurch ein Umsatz von 480 Mio. Euro beziehungsweise ein Verdienst von 62 Mio. Euro, beklagte Peter Trinkl, Obmann des Bundesgremiums der Tabaktrafikanten. Von dem Anteil an nicht versteuerten Zigaretten könnten laut Trinkl 1.000 Trafikanten samt Mitarbeitern leben. Das Gros der Schmuggelzigaretten stamme aus Slowenien, Tschechien, der Ukraine und Ungarn. Dass geschmuggelte Ware gesundheitsgefährdender sein kann, belegt eine britische Untersuchung: Demnach enthalten unerlaubt importierte Zigaretten im Schnitt 160 Prozent mehr Teer, 133 Prozent mehr Kohlenmonoxid und 80 Prozent mehr Nikotin als die Originale.

Gelbe Karte für Pariser Regierung

Die EU-Kommission zeigt Frankreich die gelbe Karte aufgrund der Abschottung von Unternehmen gegen Übernahmen aus dem Ausland. Die Behörde gab der Regierung in Paris zwei Monate Zeit, zu erklären, inwieweit das Dekret zum Schutz von elf Branchen mit EU-Recht vereinbar ist. Als Teil seiner Kampagne für „wirtschaftlichen Patriotismus“ schützt Premierminister Dominique de Villepin als strategisch eingestufte Bereiche von Verschlüsselungstechnik bis hin zu Casinos vor Übernahmen aus dem Ausland. Die EU sieht darin einen Verstoß gegen den freien Kapitalverkehr. Falls sie mit Frankreichs Antwort nicht zufrieden ist, könnte die Kommission die Änderung des Dekrets fordern und diese vor dem Europäischen Gerichtshof durchsetzen. red

Handy-Tarife müssen sinken

Die Mobilfunken werden ihre Auslandstarife auf Druck der EU nun senken. Die Passiv-Gebühren sollen aber bleiben.

Thomas Jäkle

Für die Mobilfunkanbieter geht es nun offenbar ans Eingemachte. Die Emotionen schäumen beim Thema Roaming-Tarife schier über. Die Cash Cow der Netzbetreiber, die Gebühren für Auslandstelefonate, auch Roaming genannt, soll nämlich geschlachtet werden. Immerhin erzielen Handy-Netz-Anbieter ein gutes Drittel ihres Umsatzes in Ländern mit starkem Tourismus durch die Telefonate und den SMS-Verkehr der Urlaubsgäste im Ausland.

EU-Kommissarin Viviane Reding macht nun Ernst und verlangt deutliche Absenkungen bei den Handy-Tarifen für Telefonate im Ausland. Bis zu sieben Euro kostet ein bis zu vierminütiger Anruf aus einem anderen EU-Land. Ein Anruf in Italien zum nächsten Taxiunternehmen soll nicht teurer kommen als ein Call über einen lokalen Anbieter Italiens, heißt die einfache Formel. Und wer im Ausland angerufen wird, soll künftig außerdem keine Passiv-Gebühren mehr verrechnet bekommen.

Sollte es notwendig sein, will die EU nachhelfen, gegebenenfalls regulierend eingreifen. Und zwar noch vor dem Som-

mer, wie Reding erklärte. Seit gut zwei Jahren befinden sich die Roaming-Tarife bereits auf dem EU-Prüfstand.

„Wir brauchen keine Regulierung – der Markt soll es richten“, lautet hingegen das Credo der Mobilfunkanbieter. Insbesondere die großen, die in vielen Ländern vertreten sind, goutieren bei diesem Thema auf einmal das Spiel von Angebot und Nachfrage.

Flucht nach vorn

Österreichs Marktführer Mobilkom Austria tritt die Flucht nach vorn an. „Wir werden die Tarife senken, günstigere Tarife für Roaming im Rahmen der Kooperation mit Vodafone anbieten“, kündigt Elisabeth Mattes, Sprecherin der Telekom Austria-Tochter Mobilkom, an. Und zwar spätestens zur Urlaubssaison. Dazu sollen Kunden eine Gratis-Hotline bekommen, über die alles zum Thema Roaming inklusive günstiger Tarife zu erfahren sein wird. Und auch T-Mobile Austria schlägt in die gleiche Kerbe. „Wir haben ja unsere Tarife im Vorjahr schon gesenkt und durch das Zonen-Roaming mehr Transparenz geschaffen“, erklärt T-Mobile-Sprecherin Andrea Karner.

Österreichs drittgrößter Anbieter One will ebenso „konkrete Schritte“ beim Roaming setzen. One-Chef Jørgen Bang-Jensen meinte, dass der Vorstoß der EU aber eindeutig zu weit gehe. Außerdem: Wie solle man bei Tarifen von einem Cent pro Minute im Inland noch ein Geschäft machen? Kleine Mobilfunkanbieter haben es besonders schwer, erklärt Bernhard Wiesinger, Jurist bei Hutchison 3G: „Wir müssen Leistungen teurer zukaufen.“ Das Grundübel liege darin, dass die Großhandelspreise zu hoch seien. Das sind die Preise, die die Unternehmen dem Partner für die Zustellung der Gespräche über ihr Netz verrechnen. Da könne man sich schon vorstellen, so Wiesinger, dass eine Regulierung den Wettbewerb fairer machen würde. Es sei aber widersinnig, sich von der EU die Endkundenpreise diktieren zu lassen. „Irgendwo müssen wir das Geld verdienen“, sagt Wiesinger, der einräumt, dass „die Tarife runtermüssen“.

Sollte die EU die Drohung doch wahr machen, die Endkundenpreise zu regulieren, dann müssten die Mobilfunken den Gürtel enger schnallen. „Das hieße Kosten senken, Investitionen kürzen“, erklärt Mobilkom-Sprecherin Mattes. Und Regelung der Roaming-Tarife könnte im Extremfall bedeuten, dass im Inland die Gebühren erhöht würden.

Zahlenspiel

Ranking der IT-Leistungsfähigkeit			Entwicklung Österreichs im internationalen Vergleich (115 Länder)	
	2005	2004		
USA	1	5	↗	
Singapur	2	1	↘	
Dänemark	3	4	↗	
Island	4	2	↘	
Finnland	5	3	↘	
Schweiz	9	9	→	
Deutschland	17	14	↘	
Österreich	18	19	↗	
Tschechien	32	40	↗	
Slowenien	35	32	↘	
Ungarn	38	38	→	
Italien	42	45	↗	

Österr. Wertung in Teilbereichen 2005	
Handy-Verfügbarkeit	2
Internet-Bandbreite	8
Internet-Nutzer	17
Online-Verfügbarkeit der Verwaltung	17
Regierungsmaßnahmen	43

Quelle: Weltwirtschaftsforum Grafik: APA(D)/economy

Im Ranking der IT-Leistungsfähigkeit hat sich Österreich um einen Platz von 19 auf 18 verbessern können. Sehr gut steht Österreich in punkto Handy-Verfügbarkeit da – hier konnte weltweit Platz zwei erreicht werden. Auch bei der Internet-Bandbreite konnte ein gutes Ergebnis eingefahren werden, nämlich Platz acht.

Bei Internet-Nutzung und Online-Verfügbarkeit der Verwaltung liegt Österreich mit Platz 17 im Mittelfeld. Im Ranking des Weltwirtschaftsforums hat sich aber auch an der Spitze einiges getan: Die USA konnten sich von Platz fünf auf Platz eins verbessern, während Singapur, Sieger von 2004, um einen Platz zurückfiel. sti

Wirtschaft

Private Heilmittel für Gesundheitssystem

Die Niederlande haben ihr Krankenversicherungssystem mit einem Paukenschlag komplett umgekrempelt.

Clemens Rosenkranz

„Eine Krankenversicherung für jedermann“ – unter diesem Titel versucht das Gesundheitsministerium in Den Haag den Niederländern die Komplett-Umstellung der Krankenversicherung auf private Basis schmackhaft zu machen. Seit Anfang des Jahres 2006 gehen die Uhren im Land der Deiche und Polder ganz anders, die Finanzierung des Gesundheitssystems steht seit Jänner 2006 auf einer neuen Grundlage. Mit der Reform buhlen nun 49 private Krankenversicherungen um die 16,3 Mio. Bürger der Niederlande. Die gesetzliche Pflichtversicherung für Einkommen von unter 33.000 Euro im Jahr wurde abgeschafft.

Nun gibt es einen einheitlichen Markt von gewinnorientierten Versicherungsunternehmen. Diese müssen einen Basistarif und daneben Zusatzversicherungen anbieten. Es gibt auch günstige Tarife mit Selbstbehalt und eingeschränkter Arztwahl. Ähnliche Reformüberlegungen wie im kleinen Nachbarland werden auch in Deutschland angestellt.

Wettbewerb ankurbeln

Ziel der Systemumstellung: Das Kassenwahlrecht soll für mehr Wettbewerb zwischen den Versicherungen sorgen und zugleich die bisher bestehende Vermischung von privater und gesetzlicher Krankenkasse aus der Welt schaffen. Und damit sich Versicherungen nicht bloß auf das lukrative Segment der jüngeren Besserverdiener konzentrieren können, müssen die Anbieter von Versicherungsleistungen jeden Antragsteller aufnehmen, eine Risikoauswahl ist nicht zulässig. Im Gegenzug gibt es einen Risikoausgleich zwischen den Kassen.

Bürokratischer Aufwand

Genau daran setzt die Kritik von Helmut Ivansits, dem Gesundheitsexperten der heimischen Arbeiterkammer (AK), an: „Um die Umverteilung zu schaffen und die sozial Schwächeren zu schützen, ist ein ansehnlicher bürokratischer Aufwand erforderlich.“ Denn damit die Belastungen durch das neue System für Geringverdiener, nur im Haushalt tätige Personen, Kinder sowie Arbeitslose nicht höher ausfallen als vor der Reform, zahlt der niederländische Staat diesen Personengruppen Zuschüsse. Nach Schätzung des Ministeriums für Volksgesundheit in Den Haag werden sich die Transferzahlungen auf zwei bis 2,5 Mrd. Euro belaufen.

Verlierer der Reform werden all jene sein, die ein relativ geringes Einkommen haben, junge ledige Besserverdiener werden dagegen profitieren, sagt der AK-Experte Ivansits. Er dürfte in Österreich einer der wenigen sein, für den die niederländische Reform der Finanzierung des Gesundheitssystems kein spanisches Dorf mehr ist. Dagegen können die beiden großen heimischen Wirtschaftsforschungsinstitute IHS und Wifo Nachfragen zum Systemumbau in Holland nicht beantworten.

Ähnlich wie in der Schweiz muss jeder Niederländer eine einkommensunabhängige jährliche Kopfprämie von rund 1.100 Euro oder 92 Euro im Monat berappen. In Deutschland ist eine etwa doppelt so hohe Kopfprämie angedacht.

In den Niederlanden muss jedermann 6,5 Prozent seines Einkommens zur Finanzierung des Gesundheitssystems herausrücken. Diese Summe ist auf ma-

ximal 1.950 Euro im Jahr gedeckelt, außerdem dafür müssen die Arbeitgeber, Selbstständige müssen 4,5 Prozent des Bruttoeinkommens blechen.

Langfristiges Ziel der Reform sei auch die Entkoppelung der Sozialversicherungsausgaben von den Löhnen, sagt Gesundheitsexperte Ivansits. Seit der Reform überweisen die Dienstgeber nicht mehr den Beitrag an die Kranken-

kassen, denn einen Arbeitgeberbeitrag gibt es seit Jänner 2006 nicht mehr, sondern die Unternehmen zahlen das Geld direkt an ihre Beschäftigten aus.

Damit könnten künftige Lohnerhöhungen von einem Anstieg der Ausgaben für das Gesundheitswesen abgekoppelt werden, was wiederum zu einer Senkung der Lohnnebenkosten in den Niederlanden führen würde.

economyaustria

Die Plattform für wirtschaftsorientierte Technologie und Forschung

www.economy.at

ECAustria Anwenderforum IT'n'T-Linz

IT&T Beyond Offering – Best Practice aus Kunden- & Anwendersicht

Donnerstag, 20.04.2006, Linzer Design Center
Europaplatz 1, 4020 Linz

09:10 Anwenderbeispiele – Best Practice aus Kundensicht

E-Billing for SAP Solutions: rechtliche Aspekte – technische Umsetzung – betriebliche Praxis
Stephan Leiter (r>it)

VoIP und Mobility zur Unterstützung von Unternehmensprozessen
Christian Schmidl (Avaya-Austria)

Kundensupport mit Netviewer – einfacher Kundenservice live am Bildschirm übers Internet
Herbert Scheiblmaier (Schweighofer Manager-Software GmbH)
Wolfgang Emperger (Netviewer GmbH)

10:30 Kaffeepause

11:00 Anwenderbeispiele – Best Practice aus Kundensicht

Oberösterreich goes IP – Unternehmen auf dem Weg in die Kommunikation der Zukunft (a NextiraOne Solution)
Bernhard Peham (it & tel - complete concepts)
Maximilian Wurm (WURM & Partner Unternehmensservice GmbH)
Reinhard Schröckner (Mann & Mouse IT-Services GmbH)

Managed IP Telephony – Der nächste Schritt in der Unternehmenskommunikation am Beispiel Profi Reifen
Michael Sußmann (NTS AG)

Mobile Payment: Interoperabilität & Kooperation als Erfolgsfaktoren
Sonja Langer (ONE)

Process-driven Architecture (PDA) in Action – State-of-the-art von Business Process Management in Zeiten einer service-orientierten Architektur
Christoph F. Strnadl (Software AG Österreich)

13:00 Mittagspause

14:00 Anwenderbeispiele – Best Practice aus Kundensicht

Lustvolle Planung statt quälender Budgets – Integrierte Finanzplanung bei Mondi Business Paper
Roland Hügl (IDS Scheer Austria)

Mobiles SAP auf Blackberry – Beispiel für mobiles Arbeiten anhand einer implementierten Kundenlösung
Alexandros Osyos (mobilkom austria)
Bernd Logar (CSC Austria AG)

Skalierbare IP-Telefonielösung für KMU von Telekom Austria
Josef Peter Preining (Telekom Austria)

Dokumentenfluss für den Biergenuss: Mobile Archivlösungen der BRAU UNION ÖSTERREICH (a SER Solution)
Helmut Fellner (BRAU UNION ÖSTERREICH AG)

Digitale Geschäftsprozesse mit der Fabasoft eCRM-Suite
Michael Hadrian (Fabasoft Software GmbH)

16:30 Kaffeepause

16:45 Podiumsdiskussion

IT-gestützte Prozessoptimierung – Herausforderung für Management und Technik
Wolfgang Emperger (Business Development Manager Österreich Netviewer GmbH)
Rudolf Friedhuber (Business Manager Avaya-Austria)
Georg Karácsonyi (Manager Sales SER Solutions Österreich)
Wolfgang Leindecker (Direktor Marketing & Consulting NextiraOne Austria)
Alexandros Osyos (Partner Manager mobilkom austria)
Michael Sußmann (Sales & Marketing Manager NTS AG)
Moderation: Christian Czaak (economy)

ca. 18:00 Veranstaltungsausklang mit Buffetempfang

derStandard.at

DER STANDARD

Lesen Sie am 12.04.2006 den 15. Teil der Standard-Serie mit dem Thema

Plattform & Portalmanagement

Eintritt frei - Mit Anmeldung über www.economy.at oder Fax: 01/253 11 00-30
Name, Firma, Adresse, Telefon, E-Mail:

Weitere Informationen: office@economy.at oder Tel.: 01/253 11 00-12

IT'n'T
30.01.-01.02.2007

Fachmesse für InformationsTechnologie und Telekommunikation
Messezentrum Wien, Messeplatz 1, 1020 Wien

Die Luchse haben laufen gelernt

Die neuen EU-Länder haben die Tigerstaaten im Fernen Osten bei den Produktivitätszuwächsen hinter sich gelassen.

Clemens Rosenkranz

Billigstahl aus der Slowakei oder T-Shirt-Nähen in Ungarn: Das Klischee von Billigproduzenten war einmal und ist schon längst passé: In den vergangenen zehn Jahren haben sich die Länder in Mittel- und Osteuropa (CEE) zu Produzenten beziehungsweise Erbringern von hochwertigen Waren und Dienstleistungen gemausert und gar die Tigerstaaten in Fernost (Hongkong, Singapur, Südkorea) überholt. Das verdanken sie der vergleichsweise viel stärker gestiegenen Produktivität. Zu diesem Befund kommt das Wiener Institut für Internationale Wirtschaftsvergleiche (WIIW).

Durch die Transformation der Industrieproduktion zu Waren mit viel höherer Wertschöpfung (Qualitätsverschiebung) konnten die neuen EU-Länder gleichzeitig Marktanteile gewinnen und dafür immer höhere Preise verlangen. Dies gilt besonders für die Mittel- bis Hochtechnologie: Während die OECD-Länder zwischen 1998 und 2004 Marktanteile im Export verloren haben, haben die CEE-Länder diese weltweit am stärksten gesteigert und auch die Verkaufspreise so stark wie keine andere Region erhöhen können. Sie sind dabei auch viel

besser als China. Basis dieser nachhaltigen Entwicklungen war die drastische Steigerung der Produktivität, gemessen als reales Bruttoinlandsprodukt pro Kopf: In den vergangenen Jahren ist die Produktivität in Mittel- und Osteuropa mit jährlich durchschnittlich vier Prozent doppelt so schnell gewachsen wie in der alten EU, aber auch stärker als in den asiatischen Tigerstaaten. Nur in China stieg die Produktivität stärker. Diese Entwicklung, sprich: die Verlagerung hin zu höherer Produktqualität, wird in den nächsten zehn Jahren andauern, erwartet die WIIW-Expertin Julia Würz.

Preismacht stark gewachsen

„Im Mittel- bis Hochtechnologie-Bereich wie der Fahrzeugindustrie haben die neuen EU-Länder rascher als alle anderen Marktanteile erobert und ihre Preissetzungsmacht verbessern können. Die CEE-Länder bewegen sich schneller als die asiatischen Tigerstaaten oder China und Indien“, resümiert Marianne Kager, Chefökonomin der BA-CA, die die Studie gesponsert hat. Mittel- und Osteuropa werde durch eine noch stärkere Spezialisierung erfahren und durch Qualitätswettbewerb seine Position als Industriestandort ausbauen können.



Die Slowakei, einst ein Zentrum der Schwerindustrie im Ostblock, hat sich zum wichtigsten Standort der internationalen Autoindustrie in Mittel- und Osteuropa gemausert. Foto: APA/MTI/Kovacs

Durch die erfolgreiche Transformation habe sich gerade für den heimischen Mittelstand die große Chance aufgetan, durch Auslagerung von Teilen der Produktion nach Mittel- und Osteuropa im Wettbewerb die Nase vorne zu haben. Denn China sei für kleinere Unternehmen logistisch und großemäßig nicht zu bewältigen, meint die BA-CA-Expertin. Was noch

dazukommt: „Die neuen Mitgliedsländer werden auch mittelfristig ein Standort für die technische Vorleistungsindustrie bleiben“, erwartet Kager.

Mit beigetragen zur Aufwärtsentwicklung hätten die ausländischen Investitionen, vor allem im Maschinen- und Anlagenbau einschließlich der Fahrzeugindustrie, aber auch in der Chemie- und Elektrobranche. Die

Ostländer sind Teil von grenzüberschreitenden Produktionsnetzwerken geworden, in denen Konzerne aus der alten EU die Hauptrolle spielen. Abgesichert werde die Nachhaltigkeit durch die gute technische Ausbildung in der Region, mit Ausnahme Indiens seien die Bildungsausgaben der Konkurrenten der neuen EU-Länder in Asien viel niedriger, sagt die Ökonomin.

Nur exzellente Prozesse führen zu exzellenten Ergebnissen.



ARIS™ IDS™ Y™

„ARIS“, „IDS“ und das Symbol „Y“ sind eingetragene Marken der IDS Scheer AG, Saarbrücken. Alle anderen Marken sind Eigentum ihrer jeweiligen Inhaber.

Business Process Excellence bedeutet:

- Geschäftsprozesse effizient managen
- Geschäftsprozesse messen und optimieren
- SAP prozessoptimiert einführen und konsequent zur Prozessoptimierung nutzen
- Exzellente Kundenprozesse gestalten
- Mit IT-Services Prozesse solide unterstützen

Sprechen Sie mit uns: IDS Scheer Austria GmbH

Modecenterstrasse 14, 1030 Wien

Telefon: 01/795 66-0; Telefax: 01/798 69-68

E-Mail: info-at@ids-scheer.com

www.ids-scheer.at

IDS SCHEER
Business Process Excellence

Wirtschaft

Langzeitflirt endet mit Hochzeit

Mit dem Zusammenschluss von Alcatel und Lucent entsteht bei einem Umsatz von insgesamt etwa 21 Milliarden Euro der weltweit zweitgrößte Telekomausrüster hinter dem US-Konzern Cisco.

Thomas Jäkke

Serge Tchuruk, Langzeitvorstand beim französischen Telekomausrüster Alcatel, sorgt zum Abschluss seiner aktiven Karriere nochmals für großes Aufsehen. Fünf Jahre nach der ersten Avance, Lucent übernehmen zu wollen, ist Tchuruk nun erfolgreich. Als „Fusion unter Gleichen“ wurde der Deal, dessen Wert sich auf 13,4 Mrd. Euro beläuft, offiziell angekündigt. Anders als vor fünf Jahren, als Alcatel noch zur feindlichen Übernahme von Lucent geblasen hatte.

„Eine Fusion unter Gleichen“ lautet die Sprachregelung für die Elefantenhochzeit der beiden Telekomausrüster. Ein Wortspiel, das in der langen Geschichte der „Fusionen“ zuletzt auch prominenterweise bei der Übernahme von Compaq durch Hewlett-Packard (HP) verwen-

det wurde. Geblieben ist von Compaq unter der Führung von HP nur wenig. Die Fusion hatte sich letzten Endes für HP als schwerer Brocken erwiesen. Ein Großteil der Manager von Compaq hat dem neuen Konzern den Rücken gekehrt.

Druck auf die Konkurrenz

Alcatel und Lucent wollen dies anders machen und stärker ihre Synergieeffekte nutzen. Ein gemeinsamer Firmenname soll in den kommenden Wochen gefunden werden.

Die 53-jährige Patricia Russo, eine der schillerndsten Managerinnen, wird künftig an die Spitze des fusionierten Unternehmens Alcatel-Lucent rücken und nach Paris in die Zentrale des neuen Konzerns übersiedeln. Serge Tchuruk (68) wechselt gleichzeitig in den Verwaltungsrat und zieht sich aus dem operativen Geschäft zurück.

Mit dem neuen Telekomausrüster entsteht der zweitgrößte Konzern der Branche nach Cisco. Alcatel und Lucent erzielten insgesamt einen Umsatz von 21 Mrd. Euro. 88.000 Mitarbeiter erwirtschafteten im abgelaufenen Geschäftsjahr einen Gewinn von zwei Mrd. Euro.

Die Karten bei den Telekomausrüstern dürften so neu gemischt werden, erwarten Analysten der Wall Street. Nortel Networks, Ericsson oder auch Siemens dürften dadurch stark unter Druck kommen.

Das Masterpiece von Russo dürften die bevorstehenden Personalkürzungen sein. Dadurch verspricht sich der Konzern jährliche Einsparungen in Höhe von 1,4 Mrd. Euro. Nach derzeitiger Schätzung sollen etwa zehn Prozent der Jobs, also rund 9.000 Mitarbeiter, abgebaut werden. Was allerdings so einfach nicht werden dürfte,



Serge Tchuruks letzte Avance als Alcatel-Chef: Nach fünf Jahren hat er die Lucent-Chefin Patricia Russo überzeugt. Foto: EPA/Weikert

zumind nicht in Frankreich, wo es im Vergleich zu den USA rigide Kündigungsschutzbestimmungen gibt. Höchstwahrscheinlich wird es zu Werkschließungen kommen.

Russo ist mit dem Zücken des Rotstifts bestens vertraut. Nachdem sie 2002 nach einem zweijährigen Gastspiel bei Eastman Kodak zu Lucent zurückgeholt wurde, hat sie als Konzernche-

fin die Belegschaft Lucent um über die Hälfte auf heute 30.000 Mitarbeiter geschrumpft. Lucent hatte zuvor Milliardenverluste eingefahren.

Weiterhin unter französischer Flagge bleibt der Rüstungskonzern Thales. Alcatel wird bei Thales statt einer geplanten Vollübernahme seinen Anteil von derzeit neun auf 25 Prozent erhöhen.

Verlagsserie

Elisabeth Gehr: „Ich sehe keinen allgemeinen Pessimismus, sondern bin immer wieder beeindruckt, wenn ich mit jungen Menschen spreche, wie viel sie in ihrem Leben bewegen möchten.“

Aufbruch zu neuen Chancen

economy: Eines der Hauptthemen der ersten Veranstaltung von win² sind die Probleme der modernen Industrieländer, die in ihrer scheinbaren Ausweglosigkeit derzeit eine Stimmung des allgemeinen Pessimismus begünstigen. Ist diese Stimmung gerechtfertigt? Welche Chancen gibt es, neue Wege zu eröffnen?

Elisabeth Gehr: Ich sehe keinen „allgemeinen Pessimismus“. Im Gegenteil: Wenn ich mit jungen Menschen spreche, bin ich immer wieder beeindruckt, wenn sie mir erzählen, wie viel sie in ihrem Leben bewegen möchten. Die Jugend ist heute flexibler und vor allem mobiler geworden – ein gemeinsames Europa bietet für diese Generation ungemeine Chancen. Natürlich gibt es aber keine „perfekte Welt“. Meiner Meinung nach ist es daher Aufgabe der Politik, die Probleme der jungen Menschen ernst zu nehmen und ihnen zu helfen. So haben die europäischen Staats- und Regierungschefs zum Beispiel beschlossen, dass Schulabgänger bis Ende 2007 innerhalb von sechs Monaten einen Job oder eine Ausbildung erhalten sollen. Österreich ist schon heute auf einem guten Weg und hat rund acht Prozent weniger Jugendarbeits-



Bildung ist der globale Schlüssel zu mehr Wachstum und Wohlstand, erklärt Bildungsministerin Elisabeth Gehr. Foto: BMBWK

lose als der EU-Schnitt. Wir schaffen durch Milliarden-Investitionen in die Forschung sichere Arbeitsplätze für die Zukunft.

In den vergangenen Jahren haben die universitären Institutionen in Österreich eine Reihe von Umwälzungen vollzogen. Wie sind wir jetzt für die Herausforderungen der Zukunft aufgestellt?

Das Universitätsgesetz 2002, das im Jänner 2004 in Kraft getreten ist, war die umfangreichste Reform der österreichischen Hochschullandschaft seit 153 Jahren. Die Autonomie der Uni-

versitäten war eine der zentralen Forderungen der Hochschulen und wurde kompetent – das heißt vor allem auch unter gesicherter Mitsprache der Studierenden – umgesetzt. Die österreichischen Unis entscheiden heute über ihre Anliegen selbstständig und sind dadurch bereit für die Herausforderungen der Zukunft. Die Globalbudgets ermöglichen eine bessere, vorausschauende Einsetzung der Mittel. Zusätzlich zu diesem regulären Budget werden die Universitäten von 2007 bis 2009 525 Mio. Euro mehr Globalbudget erhalten. 500 Mio. Euro werden im selben Zeitraum zu-

sätzlich zur Modernisierung der Gebäude bereitgestellt.

Europa wächst und bietet neue Chancen. Kroatien, Serbien, Albanien sind beispielsweise Länder mit großem wirtschaftlichem Potenzial. Wie können Sie als Bildungsministerin die Integration dieser Westbalkanstaaten in ein gemeinsames Europa fördern?

Bildung ist der globale Schlüssel zu mehr Wachstum und Wohlstand. Wenn Europa an einer engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit dieser strategisch wichtigen Region interessiert ist, muss man bereits früh ansetzen und die Bildungssysteme der „Westbalkanstaaten“ an europäische Systeme angleichen. Österreich hat hier eine internationale Vorreiterrolle übernommen. Die europäischen Austauschprogramme Ceepus und Tempus gehen etwa auf österreichische Initiativen zurück. Ein Erfolg der Ministerkonferenz in Wien im März ist die Teilnahme der „Westbalkanstaaten“ an den europäischen Mobilitätsprogrammen wie Erasmus ab 2007 – und das, obwohl Kroatien, Albanien und so weiter noch keine Mitglieder der EU sind. bra

Info

● **Zukunftsnetzwerk der Jungen.** Unter dem Motto „Morgen entscheiden wir“ hat der Uni Management Club Wien die Plattform win² (winquadrat) ins Leben gerufen, die Mitte Mai 2006 im Schloss Haindorf bei Langenlois ihr erstes Symposium veranstaltet. Diskutiert werden aktuelle Fragen aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, mit dem Ziel, aus neuem Winkel einen Blick in die Zukunft zu werfen.

● **Termin.** 12.–14. Mai 2006, Schloss Haindorf, Langenlois; Kontakt: Wolf Heinrich Reuter

info@winquadrat.at
www.winquadrat.at

Diese Verlagsserie erscheint mit finanzieller Unterstützung der Plattform win².

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy.

Redaktion:
Ernst Brandstetter

Sündenbock „Berufsverkehr“ wehrt sich

Für die meisten ist der Berufsverkehr die Wurzel allen Feinstaub-Übels. Doch basierend auf Fakten regt sich nun Widerstand. Die Transportbranche ihrerseits rüstet zum Gegenangriff.

Mario Koepl

Die Sensibilisierung ist hoch, die Verunsicherung groß und die Expertenmeinungen verursachen bei Laien wenn schon nicht eine gewisse Panik, dann doch ein ziemlich großes Unbehagen. Das angesprochene Reizthema handelt vom „Feinstaub“ – für Nachrichtenmuffel und andere dem Desinteresse zugewandten Personen also von jener mikroskopisch kleinen, aber brandge-

fährlichen Substanz, genannt „Nanopartikel“, die laut einer aktuellen Studie die individuelle Lebenserwartung im urbanen Umfeld um bis zu sechs Monate verkürzen soll.

In Österreich kein Hustenreiz

Sicherlich sind Begriffe wie „Feinstaub-Belastung“ und „Schadstoff-Emission“ ein überaus dankbares Feld für mediale Beackung. Doch wie bei vielen anderen Reizthemen vermi-

schen sich auch hier Mythos und Realität, werden harte Fronten bezogen, obskure Anschuldigungen geäußert oder Daten je nach Nutzen oder Befindlichkeit interpretiert und verwendet.

Wer jemals einen Fuß in Metropolen wie Kairo, Kuala Lumpur oder Neu Delhi gesetzt hat, wird ob der herrschenden Diskussion müde lächelnd den Kopf schütteln. Städte wie Wien, Graz oder Linz mögen sicherlich ein aufkeimendes Feinstaub-Problem haben, allein ein erster Atemzug und der erste Hustenreiz in einer der genannten Städte rückt die Bedrohung in etwas pragmatisch-realistischer Dimension. Doch wen kümmern global faktisch unlösbare Tatsachen und wirtschaftlich verursachte Zustände, wenn man auf der Insel der Seligen einen Hort der sterilen Saubere Welt und Volksgesundheit errichten kann? Als gelernter Österreicher benötigt man einen Schuldigen.

Als einer der Hauptverursacher für die Feinstaub-Belastung wird daher der Berufs- und Privatverkehr gebrandmarkt und massiv gegen ihn mobil gemacht. Nach dem Motto „Der LKW, das Kfz und der Verkehr sind die Wurzel allen Übels“ wird pauschalisiert und vor allem polemisiert. Doch die betroffenen Branchen und Unternehmen sehen sich dieser Tage völlig zu Recht als Opfer und beginnen sich gegen unangebrachte, überzogene Vorwürfe zu wehren.

Pollen und Sahara-Sand

Franz Weinberger, Marketingleiter der Unternehmensgruppe MAN Nutzfahrzeuge, die von Wien und Steyr aus auch international agiert, ortet dieser Tage eine Hetzjagd auf den Berufsverkehr, die endlich einmal einer realistischen Gegendarstellung bedürfe. „Die Fehlinformationen im Zusam-

menhang mit der derzeit herrschenden Feinstaub-Diskussion sind nahezu fahrlässig erschreckend. Dabei fällt auf, dass keine Sachdiskussionen, zu denen wir jederzeit bereit sind, stattfinden, dass einseitige Beschuldigungen erfolgen und keine Lösungen im Raum stehen. Fahrverbote und Geschwindigkeitsbegrenzungen sind, wie jeder Fachmann bestätigen kann, nutzloser Humbug“, glaubt Weinberger. Gegen den Berufsverkehr zu wettren sei zwar schick, aber gerade diese Verkehrsart müsste aufgrund der Versorgung von Menschen und Industrie gefördert werden. „Seien wir einmal ehrlich: Der Anteil der LKW an der gesamten Feinstaub-Belastung beträgt gerade einmal vier Prozent, der Anteil des gesamten am Pranger befindlichen Verkehrs ist in der Realität mit zirka 15 Prozent zu beziffern“, erklärt Weinberger. Tatsächlich würden also rund 85 Prozent der Feinstaub-Emissionen und der damit verbundenen Problematiken von den Industriebetrieben, dem urbanen Hausbrand oder etwa durch eine Fernübertragung hervorgerufen. Einen großen Anteil hätten dabei auch die so genannten „natürlichen Quellen“ wie etwa die saisonal auftretende Pollenbelastung oder der berühmte Sahara-Sand, der mit Winden auch in unsere Gefilde gelangt.

Für Weinberger sind Polemiken und Anschuldigungen gegenüber dem LKW-Verkehr eine Kampferklärung, die eine mit deutlichen regionalen und internationalen Fakten belegte Gegenattacke nötig machen. So hätten Logistiker nicht zuletzt auch durch diverse regionale Förderungen in den vergangenen Jahren gänzlich neue Fuhrparks mit modernsten Partikelfiltern, die sämtliche Anforderungen der Euro 4-Lösungen erfüllen, implementiert. „Wir

haben bei den Abgasen und deren Auswirkungen auf den Feinstaub geradezu revolutionäre Ergebnisse erzielt.

Allein in den vergangenen 15 Jahren wurden die Emissionen auf eine Kernzahl von 1:35 reduziert. Das heißt, dass heutige Belastung von 35 LKW die Emission eines einzigen alten Fahrzeugs beträgt. Auch die neuen EU-Staaten, die einen Ruf als Umweltsünder genießen, sind eigentlich kein wirkliches Problem mehr. Die Fahrzeugfuhrparks wurden nicht zuletzt durch die ständig wachsende Gründung von neuen Ostfilialen heimischer Unternehmer dramatisch verbessert. Über unsere Vertriebsregion Süd haben viele Logistiker jenseits der Schengen-Grenze schon neueste LKW mit österreichischen Qualitäts- und Umweltstandards.“ Lediglich beim Lokalverkehr oder bei manchen Bauunternehmen östlich der Landesgrenze ortet er noch Problemereiche oder einen echten Nachholbedarf.

Feinstaub-Falle U-Bahn

Besonders die medialen Breitsseiten und Mobilmachungen seitens des Verkehrsclub Österreich hält man in der Branche für ungerecht, unbegründet und mitunter völlig falsch. Mit einem genüsslichen Blick auf klare und unmissverständliche Studienergebnisse aus europäischen Städten wie London oder Stockholm holt Weinberger aus: „Der Club ruft die Leute auf, verstärkt den öffentlichen Verkehr in Anspruch zu nehmen. Die schicken also zum Beispiel die Städter im Sommer in die U-Bahn-Schächte. Das ist unglaublich, denn dort liegen die Belastungswerte durch den Feinstaub statt bei 50 Mikrogramm vielmehr im Bereich von 500 bis 1.000 Mikrogramm, also dem Zehn- bis 20-fachen des Verträglichen.“



Der Wettbewerbsvorteil integriertes Enterprise Content Management



- ▶ Hersteller und größtes unabhängiges deutsches Systemhaus für IECM
- ▶ Mehr als 2 Jahrzehnte Kompetenz und Erfahrung
- ▶ 1.000 Referenzprojekte europaweit
- ▶ ECM-Partner der Hälfte der DAX 30 Unternehmen
- ▶ 750.000 Anwender in allen Branchen

SER Solutions Österreich GmbH • Internet: www.ser.at • eMail: office@ser.at

DOXIS® iECM-Suite - Fortschritt durch Produktivität



Rund um die Feinstaub-Diskussion müssen vor allem Kraftfahrzeuge herhalten. Andere Verursacher werden meist aus der Diskussion ausgeklammert. Foto: Andy Urban

Centered on your vision

by changing the way business works



crossvision - ein neuartiger Ansatz für serviceorientierte Architekturen, der die nächste Generation der Geschäftslösungen einläutet.

Entwickelt von dem Unternehmen, das im Bereich der geschäftskritischen Systeme zu Hause ist.

Software AG Österreich
Guglgasse 7-9, 1030 Wien
Tel.: +43 1 32 950-0
Fax: +43 1 32 950-171
vienna@softwareag.com, www.softwareag.com/austria

SOFTWARE AG
THE XML COMPANY

Kommentar

Clemens Rosenkranz**Neues Spielzeug für Bürgermeister**

Die Thermen im Südburgenland und in der Steiermark leiden unter Auslastungsproblemen, mangelnder touristischer Infrastruktur und fehlender Positionierung im immer härteren Wettbewerb mit ähnlichen Einrichtungen in der Region. Oft liegen die Wellness-Tempel nämlich nur ein paar Kilometer auseinander. Ein Auslöser für diese negative Entwicklung: In den vergangenen Jahren hat so mancher Bürgermeister ein neues Spielzeug für seine kommunalpolitischen Ambitionen gefunden. Was einst die heute geschlossenen Hallenbäder waren, sind derzeit die Thermen. Denn für manchen Gemeindechef gab es eine einzige Voraussetzung für die Realisierung eines solchen Projekts: das Vorkommen von warmem Wasser, vorzugsweise mit medizinisch nachweisbaren Wirkungen.

Vor lauter Freude wurde dabei übersehen, dass das allein noch kein Rezept dafür ist, um neue Einnahmen in die Gemeindefinanzkassen zu spülen. Dazu braucht es ein komplexes Freizeitangebot: Die Gäste wollen nicht nur plantschen, sondern umfassend verwöhnt werden, bis hin zu kulturellem Angebot. Denn das Produkt Therme selbst ist kein besonders intelligentes. Nahezu alle sind um eine Quelle herum gebaut, mit wenig Unterscheidungsmerkmalen hinsichtlich Design und Struktur. Dazu kommt: Der Wellness-Trend ist schon abgeflaut, gefragt ist heute ein Mix aus Heilwirkung und Freizeitangebot, der die Anlage unverwechselbar macht.

Dafür wurde nicht immer genug Hirnschmalz verwendet. Wie man's auch machen kann, zeigt eine Gemeinde bei Ried im Innkreis. Dort wurde das heiße Wasser als Fernwärme zur Gebäudebeheizung verwendet anstelle gegen die etablierte Therme im bayerischen Bad Füssen anzutreten. Unspektakulär, aber besser als der Thermenrausch.

Alexandra Riegler**Krebsforschung an die Spitze**

Das Paradies ist meist dort, wo man gerade nicht ist. Anderswo sind die Strände weißer, die TFT-Displays größer und die Kollegen inspirierend und umgänglich.

Neben altem Schlachthof und neuem T-Center pulsiert in der Bundeshauptstadt der Campus Biocenter Vienna. Wange an Wange auf dem Gelände: das Research Institute of Molecular Pathology (IMP) und das Institute of Molecular Biotechnology (IMBA). Beide betreiben Krebsforschung mit den ganz Großen. Einer bestimmten Entdeckung widmet man dabei besonderes

Augenmerk: der Unterscheidung von Krebszellen in planende und ausführende. Die Theorie, dass längst nicht alle Zellen gleich sind, könnte dazu führen, dass die Krebstherapie völlig neu gedacht werden muss.

Dazwischen liegen etliche Jahre der Forschung, um über Fliege und Maus der Funktionsweise des Menschen auf die Spur zu kommen. In Richtung Medikament bedeutet dies Zehnjahresschritte. Am Ende könnte jedoch die Erkenntnis liegen, warum der Krebs, obwohl scheinbar aus dem Körper vertrieben, nach Jahren wiederkehrt. Und weil alles Zeit braucht, die keiner hat, spart man mit der Fliege Zeit im Wettlauf um Ruhm und Hoffnung: ein einfaches System, mit dem sich einzelne Schritte präzise nachbauen lassen. Mit besonderem Erfolg zuletzt am IMBA geschehen. Befeuert wird die Innovationskraft der Zentren mit Forschern und Doktoranden aus aller Welt. Letztere holt ein Programm ins Land, das seinesgleichen nicht nur in Österreich sucht. Zu den Erfolgsfaktoren zählt auch der hohe Turn-over, der für Ideen nachschub sorgt, sowie die Freiheit, die Leute machen zu lassen, was sie wollen. „Man zählt, was man forscht“, sagt IMBA-Senior Researcher Jürgen Knoblich und meint, dass Wissenschaft vor Status und Hierarchien kommt.

Überraschungsfreiheit

Es geht nicht darum, kein Risiko zu nehmen. Es geht darum, das Risiko so zu begrenzen, dass man der „Überraschungsfreiheit“ nahe kommt.

Michael Hann

Der im vergangenen Jahr pensionierte Finanzvorstand der Voest Alpine, Werner Haidenthaler, musste zu Beginn seiner Karriere bei dem damals noch verstaatlichten Stahlkonzern gleich ein Finanzdebakel erleben. Daraus zog er einen Schluss für seine weitere Laufbahn: Gestalte das Risiko von Geschäften so, dass du in der Bilanz für Überraschungsfreiheit sorgst. Auch der ordentlichste Kaufmann muss bei seinen Geschäften Risiken eingehen, er muss aber seine Grenzen kennen. Gegen diesen Grundsatz hat man bei der Bawag und bei der Hypo Alpe-Adria, die nun Verluste von vielen 100 Mio. Euro aufarbeiten müssen, gleich mehrfach verstoßen. Es geht aber künftig nicht darum, auf Geschäfte mit Derivaten, Hedgefonds, Futures oder Swaps zu verzichten, denn mit Betriebsratskrediten oder Kapitalsparbüchern wird man bei den engen Zinsspannen nicht jene Gewinne erzielen, die Investoren und Aktionäre anlocken und mit ansprechenden Dividenden bei der Stange halten.

Wenn man aber den Mitarbeitern in den Investmentabteilungen das nötige Spielgeld gibt, sollte man nicht darauf vergessen, hin und wieder nachzuschauen, was sie damit tun. Also ein entsprechendes Risiko-

management aufbauen. Gefordert ist zunächst die interne Revision, in weiterer Folge sind dies aber auch die Prüfverbände der Sparten der Kreditwirtschaft, die Staatskommissäre, die Wirtschaftsprüfer und die Finanzmarktaufsicht bis zum Finanzminister. Sicher kann ein Minister nicht alles lesen, er hat aber die politische Verantwortung dafür, dass er „Vorleser“ aussucht, denen er vertrauen kann. Und die in der Lage sind, Brisantes in Prüfberichten nicht nur zu erkennen, sondern ihrem Minister auch mitzuteilen. Sonst ist er handlungsunfähig.

Saubere Hände

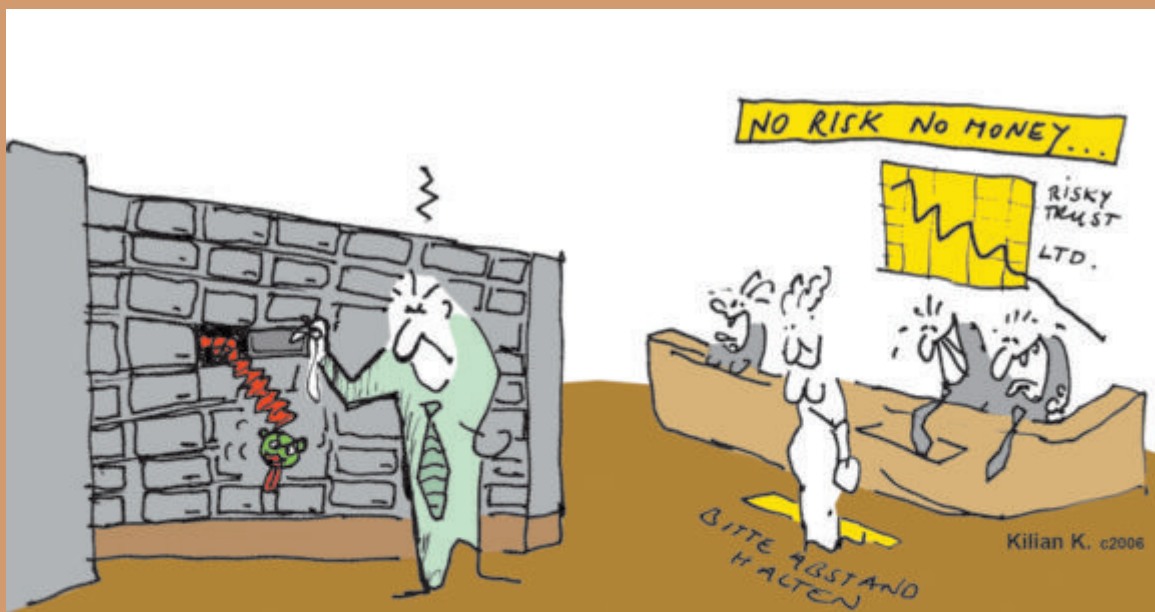
Allerdings muss eine Bank, deren Eigentümer sich um den Erhalt von Arbeitsplätzen bemüht, nicht ausgerechnet Geschäfte machen, die in Kauf nehmen, dass Arbeitsplätze vernichtet werden, wie die „Pipe“-Geschäfte der Bawag. Dass man nicht jedes Geschäft machen muss und saubere Hände behalten kann, zeigen die Erfolge der Ethik-Fonds, deren Performance besser ist als jene, die sich nicht an moralischen Werten, sondern allein am Gewinn orientieren. Wer sich aber selbst wie eine Heuschrecke geriert, kann schwer glaubwürdig gegen Heuschrecken ankämpfen.

Und wenn ein Landeshauptmann eine Bank gleichsam als Sparschwein für alle politischen

Wünsche verwendet, nur weil er den Hauptaktionär vertritt, wie bei der Kärntner Hypo Alpe-Adria-Bank, dann wirken seine Wünsche wie ein Torpedo für Gewinnmaximierung und schaffen einen Boden, auf dem waghalsige Spekulationen eben gut gedeihen.

Vielerorts wird nun erörtert, ob eine Gewerkschaft oder ein Bundesland ein geeigneter Eigentümer einer Bank sein kann. Und häufig wird auf Negativbeispiele aus der heimischen Geschichte verwiesen, bei denen die öffentliche Hand im Spiel war. Die gibt es natürlich. Aber man sollte nicht vergessen, dass auch hierzulande private Eigentümer mit Banken Pleite gingen. Ob Staat oder privat: Der Eigentümer hat jedenfalls die Kontrolle so zu gestalten, dass er sein Eigentum nicht verliert und das Ziel der Überraschungsfreiheit im Auge hat. Der Gesetzgeber kann hier mit schärferen Vorschriften nachhelfen, er muss aber darauf achten, dass er nicht mit dem Risiko alle Chancen für Geschäfte eliminiert.

Der Autor ist Medienberater. Michael Hann war lange Jahre Chef vom Dienst und Leiter der Wirtschaftsredaktion bei der Zeitung „Der Standard“ in Wien. 1998 wurde er mit dem Horst-Knapp-Preis für hervorragende journalistische Leistungen ausgezeichnet.

Karikatur der Woche

Banken und ihre „Überraschungsfreiheiten“...

Zeichnung: Kilian Kada

Dossier Feinstaub

Klein, gemein und unsichtbar

Im heurigen Winter kletterten die Tagesmittel von Feinstaub weit über den zugelassenen Richtwert. Graz war aufgrund der Beckenlage besonders betroffen. An 127 Tagen kam es zu Grenzwert-Überschreitungen. Wissenschaftler warnen und fordern Maßnahmen.

War in den 80er Jahren der „saure Regen“ in aller Munde, so dürfte die erste Dekade des 21. Jahrhunderts vom „Feinstaub“ in Beschlag genommen werden. Dass Feinstaub – in der Fachwelt als PM10 und PM2,5 (PM steht für Particulate Matter) bekannt – schädlich ist, weiß auch der Laie inzwischen. In einer brandneuen Studie des Umweltbundesamts (UBA) wird aber definitiv behauptet, dass die Lebenserwartung durch die Feinstaub-Belastung um einiges verkürzt wird. Das betrifft vor allem die Ballungsräume.

Spitzenreiter ist Graz mit 17 Monaten, gefolgt von Linz mit 14 und Wien mit zwölf Monaten. Auf den weiteren Rängen folgen St. Pölten, elf, Innsbruck, zehn, Klagenfurt, neun, und Salzburg mit sieben Monaten. Österreichweit ergibt sich eine um sieben bis neun Monate verkürzte Lebenszeit aufgrund jahrzehntelanger Feinstaub-Belastung, zeigt Studienleiter Jürgen Schneider, Leiter der Abteilung Umwelthygiene des UBA, auf.

Die Studie beruht auf komplizierten Berechnungen, die sich an den Vorgaben der Weltgesundheitsorganisation WHO sowie der renommierten American Cancer Society (ACS)-Studie orientieren. Eine tatsächlich geringere Lebenserwartung lässt sich aus der österreichischen Statistik (derzeit noch) nicht ablesen. Zudem „sind sicher auch andere Faktoren wie Rauchen, Essen oder Lifestyle für die Lebenserwartung relevant“, räumt Schneider ein. Aber: „Die signifikante Verminderung der Feinstaub-Belastung ist notwendig“, so das Fazit der Studie.

Herbe Kritik gab es zur neuen UBA-Studie vom Wiener Universitätsprofessor Michael Kunze: „Die Studie ist mit Vorsicht zu

genießen.“ Die Menschen würden dadurch nur verunsichert werden. Der Sozialmediziner nannte andere die Lebenserwartung weitaus mehr verringern Faktoren wie Alkoholkonsum, Rauchen, ungesunde Ernährung, aber auch Infektionskrankheiten und Unfälle.

Andere Wissenschaftler sehen im Feinstaub sehr wohl eine große Gefahr. „De facto gibt es keine Schwelle für die Feinstaub-Belastung der Luft, unter der die Atemwege von Kindern und Älteren nicht beeinträchtigt würden. Darüber müssen sich politische Entscheidungsträger im Klaren sein, wenn Grenzwerte locker gehandhabt und Ausnahmen der Partikelfilterpflicht beschlossen werden. Allein in Wien rechnen wir jährlich mit 67 zusätzlichen Fällen an Atemwegserkrankungen, die an den Tagen mit Grenzwertüberschreitung eingeliefert werden“, zeigt sich Universitätsprofessor Manfred Neuberger, Leiter der Abteilung für Präventivmedizin des Instituts für Umwelthygiene der Medizin-Universität Wien, besorgt. Und diese Tage treten vor allem im Winter gehäuft auf.

Über dem Grenzwert

So wurden in diesem Jahr allein bis Ende März zum Beispiel in Wien, Graz, Klagenfurt, Innsbruck oder Wörgl die Grenzwerte von maximal 50 Mikrogramm (μg) Feinstaub pro Kubikmeter Luft häufiger überschritten, als für das ganze Jahr erlaubt ist. Laut EU-Recht darf das Tagesmittel von 50 μg Feinstaub pro Kubikmeter nur an maximal 30 Tagen pro Jahr überschritten werden. Ab 2010 dürfen es dann nur noch 25 Tage sein. In Österreich hat sich Umweltminister Josef Pröll vorerst 30 Tage pro Jahr zum Ziel gesetzt, er hält sich also streng an die EU-Norm.



Illustration: Carla Müller, www.carla-m.com

Woher kommt aber der schädliche Feinstaub? Großer Verursacher ist der Verkehr. Die Abgase der Diesel-PKW und -LKW, der Abrieb durch die Reifen, das Zermahlen des Streusplitts und das ständige Aufwirbeln des Staubs auf den Straßen lassen die Feinstaub-Werte in der kalten Jahreszeit hochschnellen. Industrie, Baustellen, aber auch das Heizen mit Holz und Kohle sind weitere Ursachen. Hohe Feinstaub-Belastung (bis zu 142 μg Feinstaub pro Kubikmeter

Luft) verursacht das Rauchen in Innenräumen. Nicht zu vergessen die Beeinträchtigung durch Kopiergeräte. Inwieweit wir in Innenräumen durch Feinstaub gefährdet sind, darüber fehlen bis dato Untersuchungen.

Lungenfachärzte warnen

Würde die Feinstaub-Belastung an allen Tagen um fünf μg pro Kubikmeter Luft reduziert, wären pro Jahr 180 Fälle an Atemwegserkrankungen vermeidbar, betonte Neuberger

beim 25. Workshop „Lunge – Umwelt – Arbeitsmedizin“ Anfang März in Linz. „Es müssen dringend und verstärkt Maßnahmen zum Schutz vor Feinstaub-Partikeln in der Luft gesetzt werden. Viele Betriebe sind nicht nach dem neuesten Stand der Technik ausgerüstet und benötigen dringend eine Modernisierung“, so Kurt Aigner, Leiter der Abteilung für Pneumologie am Linzer Elisabethenspital.

Fortsetzung auf Seite 26

Dossier – Feinstaub

Fortsetzung von Seite 25

Die Novelle des Immissionschutzgesetzes sieht Aigner zufolge wieder Ausnahmen der Partikelfilterpflicht vor. Gehandelt würde, so der Primarius, derzeit im Interesse von Unternehmen und Frächtern anstatt im Interesse der Gesundheit.

Besonders arm dran sind die Grazer: Im Jahr 2005 kam es an 127 Tagen (wie erwähnt sind 30 Tage laut EU-Recht erlaubt) zu Überschreitungen. Dies liegt nun nicht daran, dass dort mehr Feinstaub als anderswo emittiert wird, sondern an der Beckenlage der Landeshauptstadt, so Jürgen Schneider. Die Schadstoffe können durch die Inversionsschichten nicht so einfach entweichen.

Die Grazer sind zu Recht besorgt, so hat sich bereits eine Bürgerinitiative „Feinstaubade“ (www.feinstaub.at) formiert, die eindringlich Maßnahmen von der Politik einfordert. Erster Erfolg: Bei Feinstaub-Alarm gibt es seit 1. Februar einen Gratis-Fahrschein für die öffentlichen Verkehrsmittel. Eine Maßnahme, die sicher auch für andere Ballungszentren oder die Bundeshauptstadt sinnvoll wäre. So wurden etwa in Wien-Leopoldstadt, offenbar bedingt durch die hohe Baustellenanzahl (U-Bahn, Praterstern, diverse Hausbauten) sehr hohe Feinstaub-Werte gemessen. Beim Kindergarten Venediger Au beim Praterstern gab es zum Beispiel zeitweilig bis zu knapp 200 µg Feinstaub pro Kubikmeter Luft, das heißt viermal mehr als die erlaubten 50 µg. Eine Tatsache, die vor allem die Grünen in Wien auf den Plan gerufen hat. Sie fordern unter anderem ein Frühwarnsystem via Radio, Einführung einer City-Maut, temporäre Fahrverbote für Dieselaautos ohne Filter, Ausbau des öffentlichen Verkehrs, Tempo 30 auf allen Nebenstraßen sowie Feinstaub reduzierende Maßnahmen bei Baustellen. Eine Idee könnte jedenfalls bald Realität werden: die Winterreifenpflicht in ganz Wien und damit der Verzicht auf Streusplitt.

LKW-Verbot in München

Was die Maßnahmen betrifft, sind uns unsere Nachbarn schon weit voraus: So gilt in München ab Mai ein Fahrverbot für schwere LKW über zwölf Tonnen.

Sehr aktiv sind die Schweizer. Acht Kantone haben Anfang Februar Tempo 80 auf allen Straßen verhängt, um die hohe Feinstaub-Belastung zu bekämpfen. Der Schweizer Umwelt- und Verkehrsminister Moritz Leuenberger hat sich für flächendeckende Fahrverbote im Kampf gegen die Feinstaub-Belastung ausgesprochen. Alternativ könnte es Verbote für Dieselfahrzeuge ohne Filter geben. Weiters ist jede Art von Feuern



Hauptverursacher von Feinstaub ist nicht der Verkehr, sondern Kleinverbraucher und Industrie. Das EU-Recht sieht vor, dass der Grenzwert von 50 Mikrogramm pro Kubikmeter Luft nur an 30 Tagen pro Jahr überschritten werden darf. Foto: Andy Urban

im Freien in der Schweiz verboten. Eine neue Untersuchung des Verkehrsclub Österreich (VCO) zeigt, dass die Feinstaub-Belastung in Österreich höher ist als in Deutschland und in der Schweiz.

Kommt das Picklerl?

Zwar gibt es in Österreich ein Feinstaub-Gesetz, doch durch die erst jüngst beschlos-

sene Feinstaub-Novelle wurde die Kompetenz der Länder massiv eingeschränkt. So darf zum Beispiel der Verkehrsminister von Ländern verhängte Tempo-Limits bereits nach drei Monaten wieder aufheben („Lex Gorbach“). Das Gesetz sei klar EU-widrig, weil es nach wie vor den vorbeugenden Gesundheitsschutz ignoriere und nicht rechtzeitig bei einer

Gefahr von Grenzwertüberschreitungen Maßnahmen getroffen werden müssen, kritisieren die Grünen.

Die SPÖ hat Ende März mit dem Vorschlag eines „Feinstaubpicklerls“ aufhören lassen. Damit sollen jene Fahrzeuge leichter erkennbar werden, die für eine erhöhte Feinstaub-Belastung verantwortlich sind. Bei zu hoher Belastung soll es

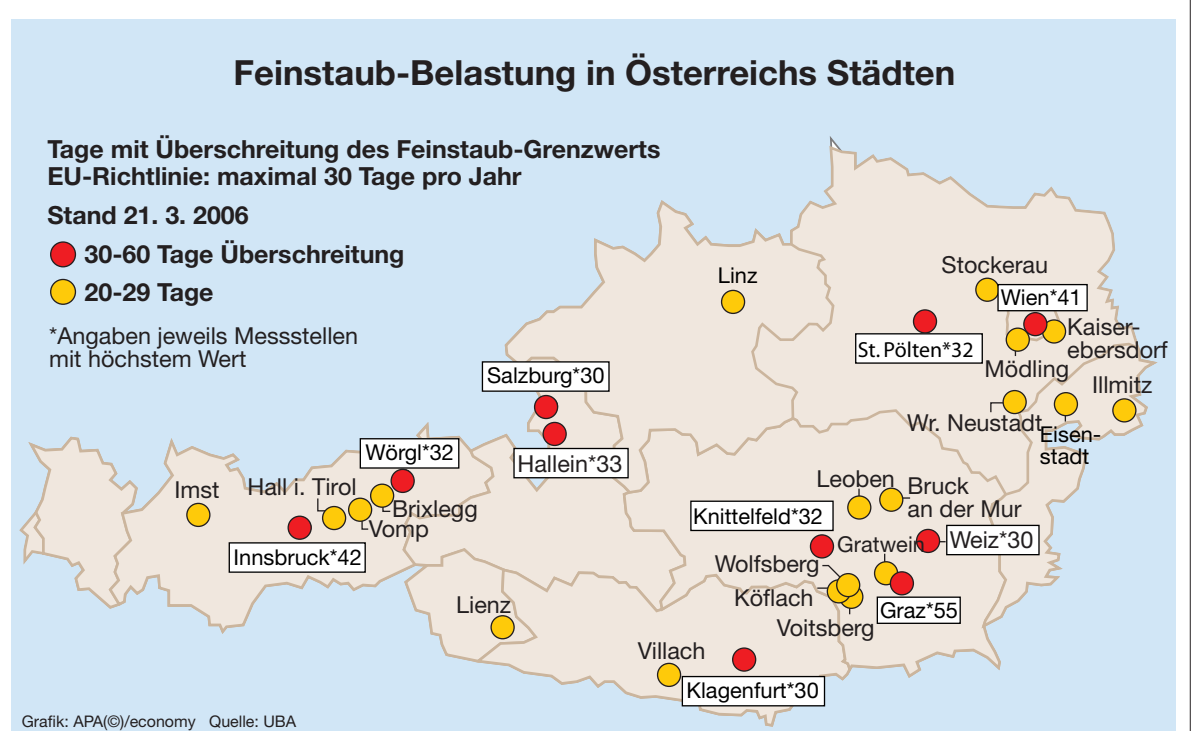
dann ein Fahrverbot für sie geben. Der Verkehrsclub Österreich und die Umweltorganisation Greenpeace haben diesen Vorschlag befürwortet. Lösungen und Maßnahmen müssen her, das haben die Politiker jetzt erkannt. Vergangenen Montag tagte der Wiener Umweltausschuss. Eines der Hauptthemen: Feinstaub.

Christine Wahlmüller

Was ist Feinstaub und wo tritt er massiv auf?

Feinstaub (Particulate Matter) besteht aus Partikeln mit einem Durchmesser von weniger als zehn Tausendstel-Millimeter (PM10) und weniger als 2,5 Tausendstel-Millimeter (PM2,5). PM10 und PM2,5 gelangen einerseits als primäre Partikel in die Atmosphäre. Verkehr, Industrie, Bauwirtschaft und Verbrennungsvorgänge sind die Hauptverursacher von Feinstaub. Andererseits gibt es auch sekundäre Partikel, die sich erst in der Luft aus gasförmigen Vorläuferschadstoffen wie Ammoniak, Stickoxid, Schwefeldioxid und organischen Verbindungen bilden. Ein kleiner Teil des Feinstaubes stammt aus natürlichen Quellen wie zum Beispiel Saharastaub oder Meersalz. Besonders schädlich für den Menschen sind die Krebs erzeugenden, sehr feinen Rußpartikel (etwa Dieselruß).

Ein Teil des eingeatmeten Feinstaubes gelangt tief in die Lunge bis in die Lungenbläschen und von dort auch in die Blutbahn. Die Folgen sind chronischer Husten, Bronchitis, Asthma, Lungeninfektionen und Lungenkrebs, Herz-Kreislauf-Beschwerden und damit Zunahme des Herzinfarkt-Risikos. Besonders gefährdet sind Babys und (Klein-)Kinder, aber auch Personen über 65 Jahre.



schleunigungsmanöver, weil diese den Abrieb von Reifen, Bremsen und Straßenbelägen in hohem Maß verstärken.

Tipps für den Alltag

- Steigen Sie auf öffentliche Verkehrsmittel oder aufs Fahrrad um. Vermeiden Sie kurze, unnötige Autofahrten.
- Vermeiden Sie beim Autofahren abrupte Brems- und Be-

schleunigungsmanöver, weil diese den Abrieb von Reifen, Bremsen und Straßenbelägen in hohem Maß verstärken.

- Wenn Sie einen Diesel-PKW kaufen, achten Sie unbedingt darauf, dass es sich um ein Modell mit Partikelfilter handelt.
- Wenn Sie ein altes Dieselauto haben, rüsten Sie es mit einem geeigneten Partikelfilter nach.

• Verbrennen Sie keine Abfälle oder feuchtes Holz, weder im Kamin noch unter freiem Himmel.

- Offene Kamine können in Wohnungen zu hohen Ruß-Belastungen führen. Besser sind auf jeden Fall geschlossene Holzöfen. Sie sind zum Beispiel auch mit Glasfront erhältlich. cws

Dossier – Feinstaub

Schwebestaub und Abgasfilterung

Die aktuellen medial geführten Diskussionen zum Thema Feinstaub sowie jüngst publizierte medizinische Erkenntnisse erwecken den Anschein, dass bei dieser Problematik akuter Handlungsbedarf besteht. Tatsache ist, dass die reale Feinstaub-Situation in Österreich auf Basis neuester Untersuchungen im Durchschnitt einen leicht sinkenden Trend aufweist. Gerade der Straßenverkehr lässt massive Verbesserungen aufgrund der sehr effizienten Maßnahmen für die Zukunft realistisch erscheinen. Dabei trägt der Verkehr, welcher häufig als Hauptverursacher angesehen wird, lediglich 13,6 Prozent zu den PM10-Emissionen (Feinstaub) bei. Eine differenzierte Betrachtung des Sektors Straßenverkehr zeigt, dass gerade einmal 7,2 Prozent der Gruppe der PKW und leichten Nutzfahrzeuge zuzuordnen sind. Hauptverursacher sind Kleinverbraucher (Hausbrand und dergleichen) und Industrie.

Von Seiten des Gesetzgebers wird versucht, durch Absenkung der Grenzwerte die Feinstaub-Belastung zu reduzieren. In Österreich gilt das Immissionsschutzgesetz von 2001 mit einem maximalen Jahresmittelwert von 40 Mikrogramm pro Kubikmeter ($\mu\text{g}/\text{m}^3$) und einem Tagesmaximalwert von $50 \mu\text{g}/\text{m}^3$. Dieser Wert darf seit 2005 lediglich 30-mal pro Jahr überschritten werden. Ab 2010 soll diese Schwelle auf 25 Überschreitungen pro Jahr sinken. Diese Vorgaben beziehen sich allerdings nur auf die Immissionen und haben demzufolge keine unmittelbaren Auswirkungen auf die einzelnen Verursacher. Wichtig wäre es jedoch, alle Emittenten im gleichen Maße zur Reduktion der Feinstaub-Emissionen zu verpflichten. Diesbezügliche Schritte sind kurzfristig zu setzen, weil der Straßenverkehr aufgrund seiner eher untergeordneten Bedeutung trotz starker Reduktionen nur einen geringen Teil zur Gesamt-reduktion beitragen kann.

Unabhängig davon berücksichtigt der EU-Grenzwert nicht die natürlichen Feinstaub-Immissionen. Beispielsweise weisen küstennahe Kur-

gebiete einen hohen Salzanteil in der Luft und somit hohe Feinstaubwerte auf.

Maßnahmen in allen Bereichen

Außerdem ist die Wettersituation ein ganz gewichtiger Einflussfaktor: Niederschläge oder feuchte Luft binden den Feinstaub, trockene Luft begünstigt dagegen hohe Immissionswerte.

Hinsichtlich der Senkung der Abgas-Emissionen hat sich der Diesel-Partikelfilter (DPF) als sehr effizient he-

rausgestellt. Diese Technik ermöglicht Reduktionen von 90 bis 99 Prozent des Feinstaubes beziehungsweise der Partikel aus dem Abgas der Motoren. Politische Maßnahmen zur schnellstmöglichen Verbreitung (Förderung, Aktionen und Ähnliches) sind die besten Hilfesteller für die Minderung der Feinstaub-Emissionen aus dieser Sparte. Die Nachrüstung mit DPF in Altfahrzeugen ist zwar grundsätzlich positiv, allerdings darf man sich bei einem Wirkungsgrad

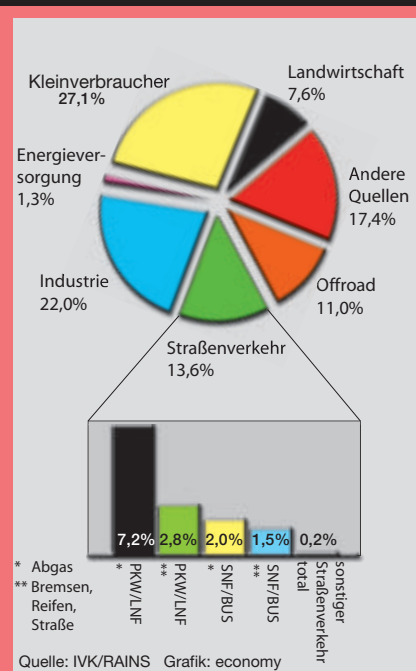
von lediglich 40 bis 50 Prozent anstatt der oben genannten über 90 Prozent keine riesigen Effekte erwarten. Speziell deshalb nicht, weil Altfahrzeuge rund zwei- bis viermal so hohe Emissionen produzieren als die aktuellen Neufahrzeuge der Abgasstufe Euro 4 (ohne DPF). Die schon länger anstehende Festlegung der neuen Abgasvorschrift Euro 5 für PKW muss endlich erfolgen.

Fortsetzung auf Seite 28

economy
Wochenzeitung für Forschung, Technologie & Wirtschaft
www.economy.at

Wissenschaft.

You HERE NOW

Die Feinstaubsünder

Dossier – Feinstaub

Fortsetzung von Seite 27

Die neue Abgasvorschrift schreibt extrem niedrige Partikelausstoßwerte und damit praktisch den DPF vor. Außerdem dauert die reale Umsetzung noch ungefähr eineinhalb Jahre.

Ein Umsteigen auf den letzten Stand der Technik, also auf Fahrzeuge mit DPF, ist somit dringend zu empfehlen. Derartige Fahrzeuge sollten gefördert werden, um die Verbreitung zu beschleunigen und um noch vor Euro 5 eine entsprechende Marktdurchdringung zu erreichen. Nachrüstung bringt etwas, ist allerdings kein Allheilmittel, weil

dies mit einer möglichen Zunahme von NO_2 - (Stickstoffdioxid)-Emissionen verbunden sein kann.

Viel zu wenig beachtet wird in der öffentlichen Diskussion das Thema Aufwirbelung von Streusplitt und Straßenstaub sowie Abrieb aus Reifen und Bremsen. Die Mengenangaben sind zu meist sehr grobe Schätzungen, welche nur bedingt die wirkliche Situation wiedergeben. Streusplitt und vor allem der Hausbrand sind saisonale Erscheinungen und entsprechend ausgeprägt. Laut den Wiener Messstellen Lobau, Kendlerstraße, Rinnböckstraße und Schafberg treten die meisten Überschreitungen der Immissionsgrenzwerte im Winter und

im Frühling auf, wenn Streusplitt liegt und geheizt wird. Von Anfang April bis Ende September sind im Jahr 2004 bei keiner dieser Messstellen Überschreitungen festgestellt worden.

Streusplitt und Reifenabrieb

Der Bremsenabrieb ist über das Jahr gesehen als etwa gleich verteilt anzusehen. Zu betonen ist allerdings, dass der Reifenabrieb tendenziell im Winter etwas höhere Abriebwerte liefert. Winterreifen sind weicher, und die Interaktion mit Streusplitt verstärkt die Problematik. Da das Thema Streusplitt- und Abriebsproblem viel zu wenig bekannt und verifiziert ist, sind umfangreiche For-

schungsarbeiten durchzuführen, um diese Problematik verstehen und vor allem quantifizieren zu können.

Neben dem klassischen Straßenverkehr gibt es noch die Gruppe des „sonstigen Verkehrs“. Hierunter fallen Baumaschinen, Schienenfahrzeuge, Schiffe und so weiter. In ihrer Menge zwar niedriger als die Straßenfahrzeuge verursachen sie jedoch keinen minder bedeutenden Anteil an den PM_{10} -Emissionen. Ihr Beitrag wird derzeit mit elf Prozent bewertet. Dies erscheint zwar sehr verblüffend, ist aber durch die veraltete Technik und nicht mehr zeitgemäße Abgasgesetzgebungen für diese Verkehrskategorie leicht erklärbar. Um wirkungsvoll Abhilfe zu schaffen, müssen schnellstmöglich diese wenigen, aber extrem emittierenden Verursacher mit DPF der aktuellen Generation ausgestattet werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Feinstaub sehr viele Verursacher hat. Speziell der Straßenverkehr, oft fälschlicherweise als Hauptverursacher bezeichnet, kann aufgrund mittlerweile unzähliger Studien nicht als Anführer der Emittenten bezeichnet werden. Tatsächlich sind Industrie und Kleinverbraucher die primären Ansprechstellen für wesentliche Maßnahmen zur Verminderung.

Keine Lust auf Mehrkosten

Gegen die Hintergrundimmission aus verwehten Quellen des Auslandes kann man im eigenen Land wenig tun, für die heimischen Emissionen können aber, wie am positiven Beispiel PKW und Nutzfahrzeug durch den Einsatz des Dieselpartikelfilters bewiesen, Abhilfen geschaffen werden. Seine Verwendung ist jedoch noch viel zu gering, freiwillig sind nur wenige bereit, die Mehrkosten zu tragen. Die Politik muss Anreize schaffen, um die Nutzungsquote von etwa 30 auf 100 Prozent zu erhöhen.

Hier passiert leider noch viel zu wenig. Unausgereifte Maßnahmen, wie beispielsweise das Androhen von Fahrverboten sowie das pauschale Absenken der Tempolimits, sorgen nur für Verärgerung, anstatt das Problem an der Wurzel zu packen. Ideen sind gefragt.

Bernhard Geringer

Der Autor ist Vorstand des Instituts für Verbrennungskraftmaschinen und Kraftfahrzeugbau an der Technischen Universität Wien.

Buchtipps

Im Recht

„Feinstaub – Rechtsgrundlagen zum Schutz von Leben und Gesundheit“ informiert über die gesetzlichen Grundlagen zur Bekämpfung des Schwebstaubs und zeigt dabei konkrete Handlungsmöglichkeiten, aber auch juristische Problemfelder auf. Lars Diederichsen, Fachanwalt für Verwaltungsrecht, stellt die wichtigsten Regelungen des Europäischen Gemeinschaftsrechts und des nationalen Rechts dar. Im Mittelpunkt stehen straßenverkehrsbezogene Regelungen zur Bekämpfung des Feinstaubes.

Lars Diederichsen: Feinstaub, Beuth Verlag, Berlin – Wien – Zürich 2005, 18 Euro, ISBN 3-410-16105-8

Veranstalter → Cmk. + derStandard.at DER STANDARD | FMA

www.cyberschool.at

cyberschool

Einladung zum größten SchülerInnen-Wettbewerb für Neue Medien!

Private Partner → APA + Microsoft | OBB Bahn wirkt. + sms +

Public Partner → BWA BUNDESMINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT + bm:bwk

Alle Infos und Anmeldung unter www.cyberschool.at oder Cyberschool-Office, Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien

T (01) 532 61 63-13

Leben

Führungsaufgabe: Kultur für das Unternehmen schaffen

Gute Stimmung ist harte Arbeit

Mit Handbuch, Hausverstand und viel Zeit ans tägliche Motivieren der Mitarbeiter.

Rita Michlits

Rauchen im Büro? No way. Weiterbildung? Immer gerne. Der persönliche Arbeitsplatz? Ist in Ordnung zu halten, sagt ja schon der aussagekräftige Name für den primären Verwendungszweck. Soll heißen: keine Chipssackerl, keine Getränkedosen, keine Fingerabdrücke auf dem Monitor, die Unterlagen in Reichweite, aber bitte nur die aktuellen.

Jan Radanitsch, Geschäftsführer von Datenkraft IT-Consulting, vertritt klare Standpunkte. Das, was er und die drei Miteigentümer des auf Geschäftslösungen im Internet spezialisierten Unternehmens unter Firmenkultur verstehen, steht schwarz auf weiß in einem 70-seitigen Willkommensgruß. In der Orientierungshilfe, die jeder neue Mitarbeiter am ersten Arbeitstag erhält, betonen die Datenkraft-Teilhaber die tragende Rolle der Mitspieler, erzählen ihre Firmengeschichte und halten Leistungsbereitschaft, Verantwortungsbewusstsein und selbstständiges Denken hoch. Parallelen zum Sport sind kein Zufall. Der 30-jährige Radanitsch ist leidenschaftlicher Snowboarder. Auf den Pisten trainiert er angehende Snowboard-Lehrer und Schüler im Variantenfahren. Von den eigenen Mitarbeitern an den mittlerweile drei Standorten Graz, Wien und München fordern er und sein Führungsteam überdurchschnittliche Einsatzbereitschaft. Das ambitionierte Ziel: Datenkraft will das beste Unternehmen der Welt werden. Auch das steht im Handbuch.

Vorbild und Schiedsrichter

Oberstes Prinzip ist „der eigene Beitrag“. Den fordert Radanitsch in Konflikten ebenso ein wie bei Weiterbildungsangeboten, die über firmenspezifische oder fachliche Anforderungen hinausgehen. „Reine Persönlichkeitsbildung kommt Datenkraft natürlich auch zugute“, sagt er, hält es aber gern mit Halbe-Halbe. „Ich will keine Nehmermentalität. Mitarbeiter sollen ihre Vorschläge mitbringen.“ Dass ein Teil der persönlich initiierten Fortbildungen ins freie Wochenende fällt, fördere die Eigenverantwortung. Und die sei im Projektgeschäft genauso unumgänglich wie ständiges Lernen: „Meinen Arbeitsplatz sichere



Starke Persönlichkeiten zu einem Team zusammenschweißen, ist eine Herausforderung der besonderen Art. Und eine Aufgabe, die sich nicht von selbst erledigt. Foto: Bilderbox.com

ich mir in einer dynamischen Welt immer nur selbst“, meint der junge Geschäftsführer.

Das Regelwerk von Datenkraft ist freilich nicht in Stein gemeißelt. Radanitsch zufolge „darf ein Unternehmer den Anspruch haben, freundlich und bestimmt zu sagen, wie er sich das Zusammenleben wünscht. Und er muss Vorbild sein.“ Der Grazer versteht es als seine Führungsaufgabe, Entscheidungen zu treffen. „Alle Dinge, die wir ausmachen, gelten so lange, bis jemand eine bessere Lösung bietet“, lädt er zum Mitdenken ein. Der pragmatische Zugang erklärt sich vielleicht aus seinem Background. Radanitsch hat in Linz Sozialwirtschaft studiert, eine Mischung aus Soziologie und Betriebswirtschaft. Personalentwicklung belegte er als spezielle BWL.

Trotz einer Politik der offenen Türen und institutionalisierter Get together wie dem Montagmorgen-Brunch ist mangelnde Kommunikation zwischen Bereichen und Standorten auch bei Datenkraft Thema. „Manchmal bin ich versucht, den Leuten zu erklären, wie ein Telefon funktioniert“, schmunzelt Radanitsch. Wenn er von Unstimmigkeiten hört, fragt er aktiv nach, gibt den Betroffenen Recht, weist sie aber genauso deutlich auf ihren persönlichen Anteil hin. Ohne eigenen Beitrag sei eine Konfliktlösung nicht möglich.

„Letztendlich ist man als Führungskraft Schiedsrichter“, sagt Radanitsch im Gespräch mit *economy*. Die Frage sei immer: „Handelt es sich um persönliche Befindlichkeiten, oder liegt das Problem in unserem System?“

Größere Probleme wie Mobbing oder Intrigen schließt der Steirer für sein Unternehmen aus: „Ich glaube, unsere Mitarbeiter fühlen sich wohl bei uns. Und 40 Leute sind noch ziemlich gut überschaubar.“

Konflikt im Hauptfach

Ab einer gewissen Eskalationsstufe reichen emotionale Intelligenz, Gespür für den anderen und Hausverstand normalerweise nicht mehr aus, um streitende Mitarbeiter wieder auf gemeinsamen Kurs zu bringen. „Sobald ein Konflikt über die unmittelbar Betroffenen hinausgeht, braucht man externe Hilfe“, weiß Wolfgang Hemel aus 25-jähriger Trainingserfahrung. Hemel ist Teilhaber des Managementberatungs-Unternehmens Team Training. Er studierte Philosophie und Psychologie und wurde als Psychotherapeut anerkannt. Konflikt ist quasi sein Hauptfach.

Befragt nach den Top-Themen in seinem Spezialgebiet, erzählt er von einem Phänomen, das er besonders in den vergangenen drei Jahren beobachtet hat: „Die strukturelle Krän-

kung wird uns noch die nächsten drei bis fünf Jahre beschäftigen“, fürchtet Hemel. „Wenn der Bankdirektor infolge einer Fusion plötzlich kurz vor seiner Pensionierung seinen Chefessel an den gleichrangigen Kollegen von der ehemaligen Konkurrenz abgeben muss, will ihn zwar niemand persönlich beleidigen. Der Verlust von Status, Einfluss und Renommee kränkt die Betroffenen aber trotzdem.“ Synergie hat für den Einzelnen eine ganz andere Bedeutung.

Ungeklärte Kompetenzen sind laut Hemel ein Dauerbrenner. „Zündstoff liefert insbesondere die Matrixorganisation in Projekten, weil Menschen in der Linie ganz andere Verantwortlichkeiten haben als innerhalb des Projektteams“, erklärt er. Im selben Maße, wie die fachliche Kompetenz vieler Führungskräfte zugenommen habe, sei die Erfahrung im sozialen Bereich gesunken. „Ich gönne ja dem Thomas Schäfer-Elmayer seine Einnahmen, aber Grüßen und Aufeinander-Zugehen war früher selbstverständlich“, wundert sich der Trainer. „Konflikte zu lösen, braucht Zeit“, weiß er. Und Hemel zufolge hapert es in der heutigen Wirtschaft exakt daran. „Das ist das Drama. Hosenflicken im Gehen funktioniert halt nicht.“ Diese Weisheit sollte sich so mancher Firmenboss ins Handbuch schreiben.

Karriere

economy fragt: Wie gehen Sie als Führungskraft mit konfliktträchtigen Themen um?

● **Andreas Kern**, neuer Co-Geschäftsführer von Paybox Austria, geht dem Wesen von Konflikten auf den Grund und meint, „dass es zu ihrer Lösung keine Pauschalrezepte gibt. Voraussetzung für eine Vermeidung oder erfolgreiche Bewältigung ist ein Klima von Offenheit, Fairness und Anteilnahme. Meiner Meinung nach unterschätzen viele Führungskräfte ihren Einfluss auf das Klima im Team. Ich versuche, mich täglich daran zu erinnern.“



Foto: Paybox

● **Walter Wichtel** übernimmt die Gesamtverantwortung für den Vertrieb der Wiener Städtischen in Österreich. Er versucht, „Konflikte über zielorientierte, konstruktive Gespräche zu lösen. Offen geführte Diskussionen sehe ich grundsätzlich als Chance für Veränderung und Weiterentwicklung. Mein Ziel in Konfliktsituationen ist es, durch ein gemeinsames lösungsorientiertes Vorgehen rasch eine Win-win-Situation zu erzielen. Ein Commitment über die weitere Vorgehensweise sollte es aber auf jeden Fall geben! Regelmäßige Reflexion – auch gelegter Konflikte – halte ich jedenfalls für notwendig und sinnvoll.“



Foto: Petra Spiola

● **Anna Grabek**, Senior-Beraterin für Roland Berger, versucht immer, „jene Aspekte des konfliktträchtigen Themas abzugrenzen, die durch mich oder meine Kollegen beeinflussbar sind“. Sie konzentriert sich bei Problemlösungen vor allem auf diese Bereiche. Die 30-jährige gebürtige Polin achtet besonders auf Transparenz in der Kommunikation. Dies sei wichtig, „um situationsbedingt nicht noch zusätzliche unnötige Konflikte oder Missverständnisse entstehen zu lassen“, sagt Grabek. Foto: Roland Berger



Notiz Block



Frauen wollen sicheres Gehalt

Frauen gehen beim Gehalt eher auf Nummer sicher. Haben sie die Wahl zwischen einem Fixgehalt und leistungsabhängiger Bezahlung, entscheiden sie sich weit häufiger als ihre männlichen Kollegen für ein festes Einkommen. Dies gelte selbst dann, wenn Frauen ansonsten mehr verdienen könnten, heißt es in einer aktuellen Studie der Universität Bonn. In einem Experiment war rund 250 Männern und Frauen Geld für das Lösen von Rechenaufgaben angeboten worden. Dabei entschieden sich 56 Prozent der weiblichen Teilnehmer für einen Fixlohn, auch wenn ihnen eine leistungsabhängige Bezahlung mehr eingebracht hätte. Bei den Männern wählten dagegen nur 32 Prozent ein Fixgehalt. Nach Ansicht der Bonner Wissenschaftler passt dieses Ergebnis zu statistischen Daten aus der Arbeitswelt: So seien 33 Prozent der Frauen im öffentlichen Sektor beschäftigt, in dem feste, aber relativ niedrige Gehälter üblich seien. Von den Männern arbeiten nur 21 Prozent in diesem Bereich.

Einflussnahme auf Journalisten

Das Marktforschungsunternehmen Marketagent.com hat zusammen mit Ecker & Partner eine Studie erstellt, die die Arbeitsweise von Journalisten beleuchten soll. Besonderes Augenmerk wurde auf die Frage gelegt, ob versucht wird, auf die Arbeit in der Redaktion Einfluss zu nehmen. Laut Studie, die unter knapp 300 österreichischen Journalisten durchgeführt wurde, entscheidet der Löwenanteil völlig bis eher allein, welche Themen in welchem Umfang gebracht werden. Vor Einflussnahme sind Journalisten jedoch nicht gefeit: Vor allem intern wird hier natürlich versucht, andere Themen an die Öffentlichkeit zu bringen, doch auch von außen wächst der Druck. Dass der Chefredakteur die

eigene Arbeit zu beeinflussen versucht, bejahten 48,3 Prozent der Befragten. Doch auch Anzeigenkunden (30,2 Prozent) und Public Relations-Agenturen (29,8 Prozent) trachten danach, auf die Arbeit der Journalisten Einfluss zu nehmen. Religiöse Gruppen bilden hier mit 2,4 Prozent das Schlusslicht. Doch nur 12,7 Prozent beugen sich oft der Einflussnahme, 37,1 Prozent fallweise, 43,9 Prozent selten und 5,4 Prozent nie. Ein bestimmtes Thema „auf jeden Fall zu bringen“, wird mit knapp zwei Dritteln als häufigste Auswirkung von Interventionen angegeben. Weit abgeschlagen liegen die Umformulierung bestimmter Themen (26,3 Prozent) und das Ausklammern bestimmter Bereiche (19,6 Prozent). Die befragten Journalisten waren zu 79 Prozent fest angestellt und kamen vor allem aus den Bereichen Wirtschaft und Finanzen (45 Prozent), Lifestyle und Gesellschaft (29,3 Prozent) und Politik und Ausland (28,5 Prozent).

Vollbeschäftigung nicht erreicht

Die deutsche Wirtschaft wird in den nächsten zweieinhalb Jahrzehnten keine Vollbeschäftigung erreichen. Das prognostiziert das Schweizer Wirtschaftsforschungsunternehmen Prognos in einer Studie über die Entwicklung Deutschlands. Vor allem die Chancen für gering Qualifizierte würden sich durch Rationalisierung, Strukturwandel und Globalisierung weiter deutlich verschlechtern und die Politik zwingen gegenzusteuern, heißt es in der 700 Seiten umfassenden Untersuchung. Langfristig werde die Arbeitslosigkeit dennoch deutlich sinken. Für 2030 rechnet Prognos in Deutschland mit rund 2,3 Mio. Arbeitslosen. Die Arbeitslosenquote dürfte dann bei 5,9 Prozent liegen. Diese Prognose fußt allerdings auf der Annahme, dass die Politik ab 2010 einen funktionierenden Niedriglohnsektor schafft. sti

Masterlehrgang: Start im kommenden Herbst

Vermögensrecht praxisnah gelehrt in Liechtenstein

Hintergrund der postgradualen Ausbildung im Bereich Vermögensrecht ist der zunehmende Bedarf an Privatanwälten für wohlhabende Familien.

Hannes Stieger

Das Bestreben, die erste postgraduale Ausbildung für den Bereich Vermögensrecht im deutschsprachigen Raum zu bieten, bildet den Hintergrund zum Start eines entsprechenden Studiums an der Universität für Humanwissenschaften in Liechtenstein. Die Wurzeln liegen dabei in Österreich: Der Lehrgang „Executive Master in Vermögensrecht“ wurde auf Initiative von Professor Wolfgang Zankl (Universität Wien) und Rechtsanwalt Georg Kresbach (Wolf Theiss) ins Leben gerufen.

„Der Masterlehrgang richtet sich an Absolventen juristischer und wirtschaftswissenschaftlicher Studien, die entweder unmittelbar vor dem Einstieg ins Berufsleben stehen oder bereits berufstätig sind“, führt Zankl aus. „Unsere Zielgruppe sind Studenten aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Liechtenstein, wobei auf alle Rechtssysteme dieser Länder eingegangen wird.“ Idealerweise berät ein Absolvent des Masters für Vermögensrecht Unternehmen und wohlhabende Familien, wo die rechtlichen Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche und steuergünstige Vermögensanlage am besten sind. Zankl sieht den Trend zum „Familienanwalt“, also dem Advisor reicher Familien, wieder erstarkt. „Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben sich im mitteleuropäischen Raum enorme Vermögensmassen angesammelt. Hier stellt sich immer mehr die Frage: Wie wird dieses Vermögen sicher über Generationen weitergegeben?“ Daher wird im Rahmen des Lehrgangs auch verstärkt auf Stiftungen eingegangen – als „Trusts“ bilden diese im anglo-amerikanischen Raum bereits seit Jahrzehnten anerkannte Vermögenscontainer. In Österreich sind Stiftungen erst seit vergleichsweise kurzer Zeit möglich – hierzulande gibt es rund 2.800 davon.

In der Ausbildung werden die lokalen Rechtskenntnisse auch mit einer Ausbildung im anglo-amerikanischen Recht kombiniert. Der Absolvent soll dann nicht nur in der Lage sein, in den nationalen Rechtsordnungen des deutschen Rechtskreises rechtlichen Support zu bieten, sondern auch abzuschätzen, ob für die optimale Vermögensbildung oder den günstigsten

Vermögenstransfer die Rahmenbedingungen in einer dieser Rechtsordnungen oder eher im anglo-amerikanischen Raum zu favorisieren sind. „Die künftige Klientel der Absolventen will Steuervorteile lukrieren, ohne gleich aus ihrem Heimatland wegzuziehen“, fasst Zankl im Gespräch mit *economy* zusammen. „Dazu ist eine fundierte Ausbildung an der Schnittstelle von Finanz und Recht nötig.“ Während beispielsweise das *Juridicum* eine fundierte Grundausbildung bietet, gebe es etwa für den Bereich Kapitalmarktrecht im Studium nur wenig Platz.

Master of Laws

Start für den Lehrgang in Liechtenstein ist der 5. Oktober 2006. 20 Vortragende werden rund ebenso viele Studenten betreuen. Die Vorlesungen finden berufsbegleitend jeweils von Donnerstag bis Samstag statt. Als Referenten kommen neben Wolfgang Zankl unter anderem Nikolaus Paul (Wolf Theiss, Kapitalmarktrecht)

und Bernhard Huppmann (Deloitte, Steuerrecht) zum Einsatz. Die Dozenten stammen aber auch aus dem Banken-, Versicherungs- und Consultingbereich. Die Studienmodule umfassen Themen wie Kapitalmarktrecht, Stiftungen, Steuerrecht, finanzmarktrechtliche Sorgfalt, Erb- und Schenkungsrecht, Trusts oder Finanzmathematik. In allen Modulen stehen zahlreiche Case Studies auf dem Programm, die die Lehrinhalte in ihrem unmittelbaren praktischen Zusammenhang zeigen sollen.

Der Anmeldeschluss für den Lehrgang ist der 31. Mai 2006. Die Studiengebühren betragen für den gesamten Lehrgang, der sich über anderthalb Jahre erstreckt, 15.000 Euro. Der Unterricht findet in Deutsch und Englisch statt und wird durch Unternehmensbesuche und Projektarbeiten ergänzt. Bewerber mit Berufserfahrung werden bevorzugt, Absolventen dürfen sich mit dem Titel „Master of Laws“ (LL.M.) schmücken.

www.ufl.li/vermoegensrecht

Schnappschuss

40 Jahre Bottom-up-Förderung



Der Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank (ÖNB) feierte dieser Tage sein 40-jähriges Bestehen. Seit seiner Gründung anno 1966 finanzierte der Fonds, dessen Zuweisungen aus dem jährlichen Reingewinn stammen, 8.500 Forschungsprojekte mit insgesamt 668 Mio. Euro. Die Bandbreite reicht von zeitgeschichtlichen Themen etwa in Zusammenhang mit dem NS-Regime bis hin zur Krebsforschung. WU-Rektor Christoph Badelt (re.) hob bei der Festveranstaltung den „zentralen Beitrag zur Grundlagenforschung“ hervor. So sei in den Wirtschaftswissenschaften zwar „viel Geld an der Grenze zur Auftragsforschung“ vorhanden, die ÖNB würde jedoch die für die Universitäten so dringende Bottom-up-Förderung betreiben. Zunächst ausschließlich der Grundlagenforschung verpflichtet, entschloss sich die ÖNB 1982 eine zweite Förderlinie für angewandte Projekte einzuführen. Schwerpunkte sind heute Wirtschaftswissenschaften und klinische Medizin. arie Foto: ÖNB

Leben

Reaktionen

Feedback erwünscht

Herr Gredenbergr meinte in *economy 05/2006* „Just do it“. Also: Here we go. Ich möchte ein Angebot machen und wünsche mir, dass es nicht nur mir hilft, mein Ziel zu erreichen, sondern auch als Grundlage für Kommentare zum Thema „Wie gehen sehr kleine Unternehmen mit Basel II und den Auslegungen durch die Banken um?“ dient. Wir betreiben einen Versandhandel als kleines Familienunternehmen, das sich auf ganz besondere Schlafmöbel für Babys und Kleinkinder spezialisiert hat. Die Nachfrage ist wirklich gut, und wir möchten gerne expandieren, vor allem weil unser Hauptprodukt sich zehnmal so gut verkaufen würde, wenn wir verlässlich sehr schnell, meist innerhalb von 24 Stunden, liefern könnten. Dazu braucht's aber einiges mehr an Lagerkapazität und Logistik, als wir derzeit haben, und etwas mehr Puste bei der Vorfinanzierung der Ware. Potenzial und Marktakzeptanz reichen für Banken heutzutage aber nicht als Sicherheit für einen Kredit, das ist halt so. Andererseits ist unser Kapitalbedarf für Venture Capital viel zu bescheiden. Wir haben uns daher für die Finanzierung durch zahlreiche kleine Beteiligungen entschieden. Diese Strategie hat sich in den vergangenen Monaten bereits als sehr sinnvoll erwiesen, aber um das Ziel auch endgültig zu erreichen, ist mehr Breitenwirkung erforderlich. Unser Angebot der Beteiligung heißt „Vertrauensvorschuss“, beginnt bei kleinen Beträgen (ab 1.000 Euro) und bietet bei sehr viel Transparenz und einer kurzen Laufzeit (drei Jahre) eine interessante, realistische Rendite. Meine Frage ist nun (und ich denke, das interessiert nicht nur mich): Wie findet man am besten Partner, die aufgrund ihres eigenen Werdegangs („I've been there myself“) Sympathie und Interesse haben, sei es nun direkt oder als Mittler zu anderen? Unter www.naheliegend.com/Vertrauensvorschuss gibt es alle Informationen zu unserer Strategie. Ich bin neugierig auf Feedback!

Naheliegend, Nina

In die zweite Runde

Ein geglücktes erstes Quartal lässt sich bestimmt toppen.
Silke Haider, St. Pölten

Schreiben Sie Ihre Meinung oder Anregung an:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., Gonzagagasse 12/13, 1010 Wien oder an reaktionen@economy.at

Im Test

Bohnen, Pads und Kapseln



Ganze Bohne

Für den Kaffeegenießer ist ein Vollautomat noch immer „die“ Wahl. Man kauft sich die Kaffeebohnen seines Geschmacks, und der Mahlgrad ist „Einstellungssache“. Man ist nicht abhängig von überpreuerten Kapseln, die man rechtzeitig bestellen muss, sondern geht schnell in den nächsten Supermarkt und greift zu Illy, Lavazza und Co.

Als besonders zuverlässig haben sich vor allem Saeco-Maschinen herausgestellt. Die Italiener bestechen nicht nur durch Pflegeleichtigkeit (sogar die Brühinheit lässt sich einfach reinigen). Wenn man das Mahlwerk nicht im Stillstand verstellt oder die Bohnen durch unabsichtliche Wasserzufuhr zu Granit verwandelt, hält sie ein Leben lang. Einziger negativer Nebeneffekt im Bürobetrieb ist, dass Kaffeesudbehälter oft übergehen. Meist finden sich Liebhaber, die die Produzentin des schwarzen Goldes umhättseln und pflegen. Das Modell, das alle Stückerln spielt, Saeco Incanto Rondo, wurde um 720 Euro gesichtet.

www.saeco.at

Note:



Pad rein, Pad raus

Pads, gemahlener Kaffee verpackt in Papierhülle, einfach einspannen. Nach beendetem Brühvorgang zum Kompost oder in den Biomüll. Geschmacklich sehr gut, ökologisch einwandfrei. Maschinen, wie die Bosch Gustino, bereits um 52 Euro erhältlich.

www.bosch-hausgeraete.at

Note:



Eingekapselt

Nespresso hat durch gutes Marketing Haushalte und Büros verzaubert. Die bunten Kaffeekapseln sind ein Hit. Geschmacklich auf Nespresso eingeschränkt, bleibt am Ende zu viel teurer Mist. Jura holt mit der N90 um 469 Euro das Beste aus den Kapseln.

www.at.jura.com

Note:

Klaus Lackner (Maximalwertung: 5 Punkte)

Fotos: Hersteller

Dieser Test spiegelt die persönliche Meinung des Autors wider.

Buch der Woche

Österreich 2025 – Buch mit Weitblick

Bösartige Kritiker mögen hervorkehren, dass die 23 Autoren des Buches „Die Zukunft Österreichs“ allesamt im Pensionsalter sind. Nun, das sind sie auch, doch notabene handelt es sich um wahrlich kluge und nach wie vor brodelnd aktive Köpfe. Sie stammen aus Wirtschaft, Soziologie und Technik; Manager und Meinungsforscher arbeiten gemeinsam mit Historikern, Publizisten und Politikern. Über allem wacht Chefautor und Herausgeber Ernst Eugen Veselsky, ein Mann von politischem Format. Er war Staatssekretär im Kabinett Kreisky, Abgeordneter zum Nationalrat und Gründer der Österreichischen Gesellschaft für Zukunftspolitik.



Das Buch gewährt uns einen Blick in die Zukunft, ins Österreich des Jahres 2025, und ist in Anbetracht des raschen Wandels der gesellschaftlichen Zeiten ein besonderes Geschenk. Weltweit droht die Drittalarbeitslosigkeit, die globalisierte Kultur bedingt den Verlust der Zwischenmenschlichkeit, übermächtige US-Präsidenten be-

stimmen gemeinsam mit Konzernen (in Wechselwirkung mit China und der EU?) die Spielregeln der Weltwirtschaft, die Virtualisierung der Lebensbereiche lässt ebenso wenig Gutes erahnen wie die rasante Beschleunigung der Werte. Vor uns liegen Minenfelder. Religionskriege, Terrorismus und Weltwirtschaftskrise werden auch vor Österreich nicht Halt machen.

Blind ist, wer seine Augen verschließt. Zukunftsforscher Ernst Gehmacher fasst zusammen: „Die Wahrscheinlichkeit für eine im all-

gemeinen Sinne positive Entwicklung der Dinge liegt bei 30 Prozent.“ Doch Zukunft ist auch gestaltbar, und in einem eigenen Abschnitt des Buches werden Wege aufgezeigt, wie es 2025 besser funktionieren könnte. Eines vorweg: Wir werden uns anstrengen müssen, und wir werden neue Wege beschreiten müssen. *kamai Ernst Eugen Veselsky (Hsg.), Die Zukunft Österreichs, Kremayr & Scheriau/Orac, Wien 2006, 19,90 Euro ISBN 3-218-00762-3*

Termine

● **Digitales Kulturerbe.** Vom 21. bis 22. Juni veranstaltet Salzburg Research eine internationale Konferenz zum Thema digitales Kulturerbe. Die Konferenz widmet sich den praktischen Herausforderungen bei der Sammlung, Vermittlung und langfristigen digitalen Erhaltung von Kulturschätzen sowie wissenschaftlichen Quellen. Die Teilnahme ist kostenlos. Interessierte finden Details zur Anmeldung und Infos unter www.kulturleben.at/dhc2006.

● **Netzwerke nutzen.** Das Beziehungskapital eines Unternehmens oder einer Person wird als Faktor für beruflichen Erfolg immer wichtiger. Netzwerke bilden die Basis für Unternehmenswachstum. Um diese aufzubauen, bietet Business Circle zu diesem Thema vom 24. bis 28. April einen Praxislehrgang um 3.290 Euro an. Bei Abschluss winkt ein anerkanntes Zertifikat der Grazer Fachhochschule Campus 02 als Certified Business Relationship Manager.

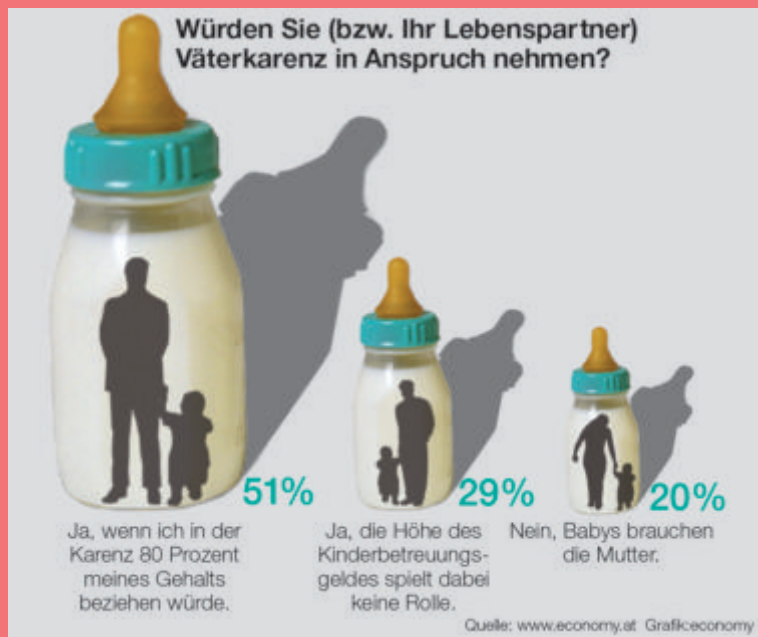
● **Internet-Kongress.** Am 20. und 21. April stehen Internet-Plattformen, E-Entertainment, E-Learning und WWW-Erfolgsgeschichten im Grazer Dom im Berg ebenso auf dem Veranstaltungsprogramm wie ein eigener E-Government-Block. Unter www.internetkongress.at sind nähere Infos zu Programm und Anmeldung abrufbar.

● **Patentsprechtag.** Der monatliche Patentsprechtag, der am 21. April am Wifi in Wien stattfindet, bietet kostenlose Information durch einen Patentanwalt hinsichtlich der Anmeldung von Patenten, Gebrauchsmustern, Marken und Musterschutz. Eine Anmeldung per E-Mail an beate.loeberbauer@wkk.or.at ist unbedingt erforderlich.

● **Bulgarisches Recht.** Österreich ist bedeutender Investor in Bulgarien. Wer Investitionen plant, sollte sich über die örtlichen Gegebenheiten in Sachen Recht und Steuern vorab informieren. Gegen 828 Euro erhält man am 2. und 3. Mai in Wien beim Forum Bulgarien der Akademie für Recht und Steuern (www.ars.at) nötiges Wissen.

● **Genussfest.** Österreichische Lebensmittel stehen im Mittelpunkt des Haller Radieschenfestes am 29. April in Hall in Tirol. Das Fest soll in Erinnerung rufen, dass Heimisches nicht nur hochwertig erzeugt und verarbeitet wird, sondern auch noch gut schmeckt. Mehr Infos dazu gibt es im Internet unter www.starke-marken.at.

Frage der Woche



Leben

Mario Koepl

Der Sensenmann hat mich schon



„Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben!“ Dieser Satz kommt mir dieser Tage bei der mehr oder minder entspannten Lektüre von Fachkommentaren und dem Blick auf die breit gefächerte Hysterie in den Tagesmedien immer häufiger in den Sinn. Jede Zigarette, die ich mir genussvoll anzünde, bringt mich und meine Umwelt laut Packungshinweis früher ins Grab. Ein deftiges heimisches Mittagessen verkürzt mein Leben durch böse Cholesterinzuwächse. Der massive Bleiausstoß meines sportlichen, aber gesundheitspolitisch unkorrekten Oldtimers kostet ein paar weitere Lebensjähren. Mangelnde Bewegung führt zu gesundheitlichen Risiken, die meine Lebenserwartung entscheidend beschneiden. Und meine Liebe zu harten Getränken dürfte laut Meinung einer britischen Studie meiner Leber und mir ein weit aus früheres Ende als erwartet beschern. Dabei muss ich froh sein, kein Schwerarbeiter zu sein, denn dann wäre die Pension außer Reichweite.

Nachdem ich die drohende tödliche Vogelgrippe-Pandemie wahrscheinlich nur durch den Umstand umschiff habe, dass ich Geflügel nicht küsse, sondern gut gebraten verzehre, bedroht man mich medial mit einer neuen Hiobsbotschaft. Laut aktueller Expertenmeinung wird mich die Feinstaub-Emission zirka sechs Monate meiner Lebenserwartung kosten. Die kleinen Partikel werden endlich schaffen, was zügelloser Lebensstil und damit verbundene Verfehlungen nicht zustande brachten. Vorbeugend hustend genehmige ich mir eine originale „Sobranie“, die geltende EU-Grenzwerte im Nikotingehalt übertrifft, und greife zitternd zum Martiniglas mit dem eisgekühlten „Bombay Sapphire“-Gin. „Eigentlich“, so reflektiere ich in Erwartung des Sensenmanns, „bin ich ja schon seit Jahren nicht quicklebendig, sondern tot.“

Rita Michlits

Menschen ist per se gar nichts klar



Nichts liegt ferner als das Naheliegende. Es gibt ein paar Grundsätze, die das gemeinsame Leben im Unternehmen erleichtern. Eh klar? Im Alltag ist nichts klar. Nicht einmal das Offensichtlichste. Dieser Umstand beschert den Beratern volle Kassen und den Chefs und Mitarbeitern regelmäßige Kopfschmerzen. Weil mir das Moralische liegt, mahne ich an dieser Stelle dazu, wenigstens die wichtigsten Regeln für reibungsloses Zusammensein entweder lang, breit und gemeinsam zu diskutieren oder sie einfach aufzuschreiben oder beides zu tun. Schriftlichkeit

macht einen essenziellen Teil unserer Kultur aus. Warum also nicht auch unserer Unternehmenskultur?

Als Dauerbrenner im täglichen Gerangel gilt das, was ein Unternehmen ausmacht: die großen und kleinen Entscheidungen. Ungeklärte Kompetenzen gehen an die Substanz, und sie verderben den ganzen Spaß. Das ist deshalb schlecht, weil Arbeit viel Lebenszeit kostet. Für Anhänger des Hier und Jetzt ein wichtiges Argument. Die Freunde des Jenseits dürfen ohnedies nicht ungestraft egoistisch sein. Ein Kreuz denn auch der blaue Dunst. Wiewohl die Gesundheitsministerin das Thema ein für alle Mal zu klären suchte, lehrt die Realität uns anderes. Dabei ist die Lösung in jedem Büro, das zumindest zwei Räume hat, ganz einfach: Schützen Sie Raucher vor Nichtrauchern. Falls Sie der Nikotinsüchtige sind und der Chef, nehmen Sie Ihre Verantwortung als Führungskraft doppelt wahr, und schützen Sie die Nichtraucher vor Ihnen. Für gähnend lange Meetings, chronisches Zuspätkommen und andere Ärgernisse fehlt mir hier der Platz. Nur so viel noch: So klein oder groß kann ein Unternehmen gar nicht sein, dass es nicht Sinn macht, über die Kultur im Unternehmen nachzudenken – und nicht nur über den Business-Plan. Der scheitert ohne diese Auseinandersetzung garantiert an der Praxis.



Für ein paar Tage Auszeit ist man im Kloster gut aufgehoben. Sonst wohl auch. Die gemeinsame Meditation mit den Mönchen ist Teil des Gesamtpakets. Foto: www.textundbild.at

Über das Leben mit blütenweißer Weste

Ein Urlaub im Kloster lässt tief in die Seele blicken.

Karin Mairitsch

Elisabeth Fink ist die Pförtnerin im Stift Göttweig. Sie empfängt mich streng, aber mit einem Lächeln um die Lippen. „Möchten Sie für Ihren Aufenthalt bei uns lieber das Barockzimmer im Hauptgebäude oder ein schlichtes Zimmer im Exerzitienhaus?“ Beim Gedanken an goldene Bilderrahmen und moosgrüne Samtsofas steigt leichte Übelkeit in mir auf. Nein, bitte nicht, keinen Überfluss, keinen Luxus, ich will nichts, im Gegenteil, ich brauche Ruhe, weiße Wände, Abgeschiedenheit, Schweigen und karges Essen. Überarbeitet? Ach, ich bitte Sie. Elisabeth Fink lächelt und überreicht mir den passenden Schlüssel.

Bereits am nächsten Tag geht es ans Eingemachte. Beim Frühstück ist noch alles in Ordnung, doch gegen Mittag macht sich massive Unruhe in mir breit.

Ich unternehme einen Spaziergang, blicke in die Ferne, nehme ein Buch zur Hand, versuche mich zu entspannen, aber es hilft nichts. Da ist etwas, das ich nicht kenne, etwas, das mich mit kalter Hand im Nacken packt, das mich beutelt, kurz loslässt und wieder beutelt. Zurückgeworfen auf mich selbst, stehe ich vor einer weißen Wand, die alles reflektiert. In Panik packe ich meine Sachen, bin arg versucht, das Geld für zwei Nächte auf den Tisch zu legen und mir nichts, dir nichts einfach zu verschwinden.

Nonne für fünf Tage

Doch ich halte durch. Der Himmel weiß, warum. Mit tiefen Falten zwischen den Augen begeben sich kurz vor 18 Uhr zum Abendgebet der Mönche. Dort komme ich zur Ruhe, die sanften Gesänge tun ihre Wirkung. Alte christliche Tradition. Ich meditiere gemeinsam

mit der Bruderschaft und staune, wie ungemein leicht sich die Mitte anfühlt.

Nachts schlafe ich wie ein Murmeltier. Nach der Morgendandacht leistet mir Pater Johannes Maria beim Frühstück Gesellschaft. „Lass dir Raum und Zeit“, gibt er mir zwischen zwei Schlucken vom tiefschwarzen Espresso mit auf den Weg. Wie jetzt? Den Rest des Tages verbringe ich damit, über diesen Satz nachzudenken.

Dass ich am Sonntag die Beichte ablege, ist nur mehr konsequent. 25 sündige Jahre lassen meinen Körper unter Tränen erbeben. Auf Knien empfangen ich die Absolution. Wer hätte das für möglich gehalten? Der Barmherzige Vater, und das mir. Mit blütenweißer Weste verlasse ich die Kirche. Draußen vor der Tür spiegelt sich auf dem Kopfsteinpflaster von Stift Göttweig die gleißende Morgensonne. Halleluja!

Consultant's Corner

Life-long Learning

Quantifying the benefit of training and education in company performance has been a historic challenge. In the USA, companies struggle to measure increased productivity. A recent HP study comparing different educational tools from online courses, skill seminars to academic programs indicated that the best is job rotation. In contrast, Coca-Cola believes e-learning offers them the benefit of integrating learning and knowledge management while reaching a large remote audience. Nordstrum & Ridderstale point out that MBA programs, 800 in Europe alone, still use the same classic books used 25 years ago, uninspiring for those expecting innovation. Life-long learning should



be a commitment by an individual and their company. Accepting that it will vary according to situation, occupation, "career life cycle" and most significantly, an individual's learning style – the way new information or skills are absorbed and integrated into daily work – is important for both. For companies, it means offering diverse staff learning opportunities. For the individual, it means understanding that promotions come when learning transfer

has occurred and the company benefits from tangible individual results. When both accept their part in the development process, their collective results will speak for themselves.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners